Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 12 | Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. | 30. August 1907

Der Internationale Sozialistenkongreß in Stuttgart. II.

Von Werner Sombart.

Ich beabsichtige hier keinen Bericht über den Verlauf des Internationalen Sozialistenkongresses, der vergangene Woche in Stuttgart getagt hat, zu schreiben. Das haben die Zeitungen zur Genüge getan, und ich setze bei den Lesern die Kenntnis dieser Zeitungsberichte voraus. Der Zweck dieser Zeilen ist vielmehr der: einige Betrachtungen über die Verhandlungen und ihr Ergebnis anzustellen, sie in einen größeren Zusammenhang zu bringen und ihre prinzipielle Bedeutung zu würdigen.

Wie ich schon in meinem ersten Aufsatze angedeutet habe, stellt der Kongreß eine bis zu einem gewissen Grade homogene Masse dar, was dadurch bewirkt ist, daß man die abweichenden Richtungen einfach nicht zuläßt. Die Aufnahmebestimmungen lauten: „Zu den internationalen sozialistischen Kongressen werden zugelassen: 1. alle Vereinigungen, die den wesentlichen Grundsätzen des Sozialismus zustimmen: Sozialisierung der Produktions- und Austauschmittel; internationale Vereinigung und Aktion der Arbeiterklasse; Eroberung der öffentlichen Gewalt durch das in eine Klassenpartei organisierte Proletariat; 2. alle gewerkschaftlichen Organisationen, die sich auf den Boden des Klassenkampfes stellen und die Notwendigkeit der politischen, also legislativen und parlamentarischen Aktion anerkennen, jedoch (soll heißen: auch wenn sie) nicht in direkter Weise an der politischen Bewegung teilnehmen."

Diese Masse annähernd verwandter Richtungen hat nun überdies sich auf bestimmte Grundsätze ausdrücklich geeinigt: als sie auf dem Amsterdamer Kongreß im Jahre 1904 mit erdrückender Mehrheit eine Resolution annahm, die vor allem den Zweck hatte, von dem kompromisselnden Millerandismus abzurücken (im Prinzip, versteht sich: was dann in den einzelnen Ländern in praxi geschieht, steht auf einem anderen Brett!). Die Amsterdamer Resolution, die also die Grundgedanken des internationalen Sozialismus festlegte, lautete:

„Der Kongreß verurteilt auf das entschiedenste die revisionistischen Bestrebungen, unsere bisherige bewährte und sieggekrönte auf dem Klassenkampf beruhende Taktik in dem Sinne zu ändern, daß an Stelle der Eroberung der politischen Macht durch Ueberwindung unserer Gegner eine Politik des Entgegenkommens an die bestehende Ordnung der Dinge tritt.

Die Folge einer derartigen revisionistischen Taktik wäre, daß aus einer Partei, die auf die möglichst rasche Umwandlung der bestehenden bürgerlichen in die sozialistische Gesellschaftsordnung hinarbeitet, also im besten Sinne des Wortes revolutionär ist, eine Partei wird, die sich mit der Reformierung der bürgerlichen Gesellschaft begnügt.

Daher ist der Kongreß im Gegensatz zu den vorhandenen revisionistischen Bestrebungen der Ueberzeugung, daß die Klassengegensätze sich nicht abschwächen, sondern stetig verschärfen, und erklärt:

1. daß die Partei die Verantwortlichkeit ablehnt für die auf der kapitalistischen Produktionsweise beruhenden politischen und wirtschaftlichen Zustände, und daß sie deshalb jede Bewilligung von Mitteln verweigert, welche geeignet sind, die herrschende Klasse an der Regierung zu erhalten;

2. daß die Sozialdemokratie gemäß der Resolution Kautsky des internationalen Sozialistenkongresses zu Paris im Jahre 1900 einen Anteil an der Regierungsgewalt innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft nicht erstreben kann.

Der Kongreß verurteilt ferner jedes Bestreben, die vorhandenen Klassengegensätze zu vertuschen, um eine Anlehnung an bürgerliche Parteien zu erleichtern.

Der Kongreß erwartet, daß die sozialdemokratischen Fraktionen die größere Macht, die sie durch die vermehrte Zahl ihrer Mitglieder wie durch die gewaltige Zunahme der hinter ihnen stehenden Wählermassen erlangen, nach wie vor zur Aufklärung über das Ziel der Sozialdemokratie verwenden und entsprechend den Grundsätzen unseres Programms dazu benutzen, die Interessen der Arbeiterklasse, die Erweiterung und Sicherung der politischen Freiheit und der gleichen Rechte überall aufs kraftvollste und nachdrücklichste wahrzunehmen und den Kampf wider Militarismus und Marinismus, wider Kolonial- und Weltmachtpolitik, wider Unrecht, Unterdrückung und Ausbeutung in jeglicher Gestalt noch energischer zu führen, als es ihnen bisher möglich gewesen ist, und für den Ausbau der Sozialgesetzgebung und die Erfüllung der politischen und kulturellen Aufgaben der Arbeiterklasse energisch zu wirken."

Auf dem Stuttgarter Kongreß stritt man über diese Grundsätze der sozialistischen Politik überhaupt nicht: sie wurden als allgemein gebilligt vorausgesetzt. Wie denn überhaupt der Eindruck, den man von der Stuttgarter Tagung im großen Ganzen erhält, der einer außerordentlich weitgehenden Uebereinstimmung der internationalen sozialistischen Bewegung ist. Die Franzosen, die noch in Amsterdam in zwei feindliche Lager getrennt aufmarschierten, bilden heute Eine Partei, deren Einigkeit wohl dadurch erzielt wurde und erhalten wird, daß die gemäßigten Elemente — allen voran Jaurès — den radikalen immer mehr nachgeben: wenigstens in der Form. Aehnlich wie in andern Ländern. Sodaß man sagen darf: Der internationale Sozialismus hat seinen Fortschritt zur Einheitlichkeit wesentlich durch eine Verschärfung seiner radikalen Tendenzen erreicht (immer — wohlverstanden — im programmatischen Sinne, während sich die tatsächliche politische Gebahrung oft genug in umgekehrter Richtung entwickelt: um einen ausgesprochenen „Revisionismus" treiben zu können, muß man erst einmal eine energische „radikale" Resolution gefaßt haben: Diese Doppelnatur der sozialistischen Bewegung: ihr Leben in Programmen und ihr Leben in der Wirklichkeit muß immer in Betracht gezogen werden, wenn man ihre Wesenheit richtig verstehen will).

Freilich: einen Fremdkörper enthält im Augenblick die internationale sozialistische Bewegung doch, von dem noch nicht abzusehen ist, ob er von der großen Masse aufgesogen werden kann oder ob er (wie der Anarchismus) abgestoßen werden muß. Ich meine den revolutionären Syndikalismus, der in Frankreich und Italien in letzter Zeit zweifellos eine gewisse Bedeutung erlangt hat: ist doch die Verwaltung der französischen Gewerkschaftszentrale — der Confédération générale du Travail — in seinen Händen! Der Syndikalismus ist ein Stiefbruder des Anarchismus. Er verachtet die politische, das heißt parlamentarische Tätigkeit ebenso wie die „zünftlerischen" Bestrebungen der nach dem Muster der Trade Unions vorgehenden Gewerkschaften — (wie etwa die deutschen). Er vertritt dagegen die action directe: die unmittelbare Inbesitznahme der Produktionsmittel durch die Arbeiter und erblickt im Generalstreik das vorzüglichste Kampfmittel. Das sind — wie mir scheinen will — An-

schauungen, die denen des internationalen Sozialismus, wie er jetzt auf den Kongressen vertreten wird, schnurstracks zuwiderlaufen, und diese Gegensätze müssen früher oder später einmal zum Austrag kommen.

Auf dem Stuttgarter Kongreß sind sie es nicht. Die Debatte über die Beziehungen zwischen Partei und Gewerkschaft (die am ehesten Gelegenheit zur Auseinandersetzung geboten hätte) brachte den Zusammenstoß nicht. Und auch sonst hielten die Syndikalisten mit ihren ketzerischen Ideen zurück. Vielleicht, weil sie sich einstweilen noch zu schwach fühlen, den Kampf aufzunehmen und weil sie das Schicksal der Anarchisten vor Augen haben, die man einfach exkludierte: vestigia terrent.

Syndikalistischer Geist trat aber in den Debatten des Stuttgarter Kongresses doch in die Erscheinung, wenn auch in einer anderen Gestalt, nämlich als grundsätzlicher „Antimilitarismus" oder genauer gesprochen als Hervéismus.

Hervé ist der auch im Ausland bekannt gewordene antimilitaristische Agitator Frankreichs, der wegen seiner aufwiegelnden Tätigkeit verurteilt, aber schon nach 3 Monaten begnadigt wurde. Der Hervéismus ist, wie es scheint, im Augenblick die Tagessensation der Franzosen. Alle Welt spricht von dem kleinen, untersetzten Schulmeister, der persönlich wie die Karikatur eines Troupiers aus einem französischen Witzblatt wirkt. Die Arbeiter und Bauern strömen ihm zu, weil er ihnen klar macht, daß es Unsinn sei, Blut und Leben für einen Popanz, wie die französische Republik, zu opfern, die doch nichts anderes darstelle, als eine boshafte Erfindung der herrschenden Klasse zur Unterdrückung des Proletariats. Der Begriff des Vaterlandes sei veraltet, Vaterlandsliebe ein Aberglaube, schlimmer wie irgend ein Kirchenglaube. Daher es der Würde eines aufgeklärten Proletariers allein entspreche, mit allen Mitteln — Generalstreik, Desertion, Revolte, Insurrektion — das Joch des Militarismus, das ihm die Bourgeoisie in ihrem ausschließlichen Interesse auflege, abzuschütteln.

Diese dem niedrigsten Niveau der Masse angepaßten Räsonnements, Ueberreste eines alten, fadenscheinigen Doktrinarismus, ein Pendant zu der aufgeklärten Atheisterei der Viertelsgebildeten, sind nun durch den temperamentvollen kleinen Schulmeister selbst in Stuttgart vertreten worden und haben der Debatte über den Militarismus und die internationalen Konflikte eine außergewöhnliche Schärfe verliehen. Hervé griff in der Kommission die deutsche Sozialdemokratie, insonderheit Bebel in maßloser Weise an: er warf ihr rückständigen Chauvinismus vor, redete Bebel als „empéreur Bebel" an u. dgl. In humorvoller Weise antwortete ihm u. a. Vollmar, indem er sagte: Mr. Hervé hat bei seiner ersten Entdeckungsreise nach Deutschland den Eindruck gewonnen, daß wir gutmütige Leute seien. Er hat unzweifelhaft richtig beobachtet. Denn nur sehr gutmütige Leute werden sich eine Rede gefallen lassen, wie sie Mr. Hervé uns hier gehalten hat.

Natürlich blieb Hervé in der Minorität. Selbst seine Landsleute, denen er in der Partei schon manche Schwierigkeiten bereitet hat, selbst Vaillant, mußten von ihm abrücken, wenn sie auch in ihrer Resolution der Hervéistischen Bewegung einige unzweideutige Konzessionen gemacht hatten. Aber Hervé blieb doch allein mit seiner anti- oder a-nationalen Gesinnung. Es scheint, als ob diese Spielart des Internationalismus, die zur Zeit Bakunins eine große Verbreitung hatte, heute in der Tat von den urteilsfähigen Sozialisten aller Länder überwunden sei: die Auffassung nämlich, daß Vaterland und Vaterlandsliebe, Nationalität und Nationalismus rein bourgeoise Begriffe und Empfindungen seien, die das Proletariat so rasch und so gründlich wie möglich loszuwerden trachten müsse. Franzosen wie Deutsche wie Vertreter anderer Naitonen bekannten sich freimütig zu ihrem Vaterlande, der „Schatzkammer aller Geistesschätze", wie Jaurès es nannte.

Aber ebenso einig — hierin einig auch mit den wenigen Hervéisten — war man natürlich in der internationalen Gesinnung, in der Vertretung der internationalen, das heißt humanitären Idee: alle Menschen sind Brüder.

Und einig war sich wohl die überwiegende Mehrheit der Kongreßteilnehmer auch in dem Glauben, daß zwischen den nationalen Gemeinschaften keine andern Gegensätze bestehen als die, die aus der Vertretung kapitalistischer Interessen hervorwachsen.

Daß man konsequent zur Ablehnung aller grundsätzlich nationalen Machtpolitik diesmal in Stuttgart wieder wie früher schon des öfteren gelangen mußte: zur Ablehnung heißt das aller aus dem Prinzip des Nationalismus fließenden Bestrebungen, die zum Ziel haben, die Ausdehnung der nationalen Macht auf Kosten anderer Völkerschaften — seien es Kultur-, seien es auch nur Naturvölker —, also des Imperialismus, Chauvinismus, Jingoismus sowie aller „Kolonialpolitik", die auf Unterdrückung fremder Volksstämme hinausläuft (Leitsatz: alles, was Menschenantlitz trägt, ist gleichwert und darf nicht den Interessen eines andern Volkes geopfert werden: Gleichheit, Freiheit, Brüderlichkeit auch in Afrika).

Da man nun aber keine andern, als dem kapitalistischen Wirtschaftssystem entspringende nationale Gegensätze anerkennt, so muß man folgerichtig auch die militärische Rüstung der Länder als nur den kapitalistischen Interessen dienende Einrichtung ansprechen und somit verdammen.

Bis hierher, wie gesagt, herrscht Einigkeit. Nun aber kommen die Differenzen (auch abgesehen also von dem ganz abseits stehenden Hervéismus). Differenzen, die aus ganz verschiedenen Quellen fließen; teils aus der grundsätzlich verschiedenen Weise, wie man den Verlauf der Dinge im allgemeinen betrachtet; teils aus der verschiedenen politischen Konstellation in den einzelnen Ländern u. dgl.

In erster Beziehung könnte man die Gegensätze — etwas roh — als die uralten, immer wieder durchbrechenden Gegensätze der evolutionistischen und revolutionistischen Auffassung zu fassen versucht sein. Auf der einen Seite, von den marxistisch doch besser geschulten (und verschulten) Deutschen vertreten, die Anschauung des „naturnotwendig" sich vollziehenden Kulturprozesses: der Krieg — eine Begleiterscheinung des Kapitalismus — wird mit diesem verschwinden, sicherlich, aber nicht früher, nicht ohne daß seine Ursache selbst mit verschwunden wäre. Diesem Naturprozeß gegenüber kann das Proletariat (konsequenterweise!) nur durch Aufklärung die Uebergänge erleichtern helfen. Es ist schon eine Konzession an die vulgäre Meinung, wenn von diesem Standpunkt aus überhaupt einer antimilitaristischen Propaganda noch bei Lebzeiten des Kapitalismus das Wort geredet wird. Sie kann aber nie zu einer Haupt- und Staatsaktion des Proletariats werden — das dadurch von seinem Endziele: der Ueberwindung des Kapitalismus abgebracht werden würde.

Dem gegenüber die — von den Franzosen vor allem vertretene — Auffassung: der Militarismus ist ein Uebel, das sehr wohl für sich beseitigt werden kann, wie man den Klerikalismus zu beseitigen trachtet. Und zwar durch energisches Handeln, durch entschlossene Propaganda in allen Formen, bis zum Militärstreik und der Insurrektion.

Gegensätze aber erwachsen des weiteren aus der Verschiedenheit des Milieus in den einzelnen Ländern. Es ist ersichtlich, daß man sich in dem politisch vielleicht schon in der Auflösung begriffenen Frankreich andere Dinge erlauben kann als in dem militaristisch strammen Deutschland. Weshalb die Deutschen so energisch gegen die Empfehlung des Militärstreiks und ähnlicher Dinge gekämpft haben. Es war ein seltsamer Anblick: Bebel auf der äußersten Rechten zu sehen, als den, der zur Besonnenheit mahnen mußte.

Das Ergebnis aller Beratungen war dann die obligate Einigungsresolution, in der alle Spitzen abgebrochen sind und die einen Sack von zweideutigen, unklaren, unentschiedenen

Wendungen enthält, wie sie so häufig auf den internationalen sozialistischen Kongressen sind. Nun kommt der Zwiespalt zwischen Idealismus und Realismus zum greifbaren Ausdruck, von dem ich in meinem ersten Artikel schon sprach, der Zwiespalt, der die ganze moderne proletarische Bewegung durchzieht.

Daher darf man auch eine irgendwelche praktische Bedeutung den Verhandlungen und Beschlüssen eines solchen Kongresses nicht beimessen. Sie stehen auf demselben Niveau wie die Beschlüsse irgend eines Friedenskongresses. Ihre Bedeutung liegt höchstens auf moralischem Gebiete. Einen irgendwie erfreulichen Eindruck hinterlassen sie mit ihren Wirrnissen und Zweideutigkeiten nicht.

Wilhelm Busch.

Von Karl Scheffler.

Busch ist einer der ganz wenigen Künstler, die von niemand kritisiert werden. Das will in Deutschland, dem Lande der Kritik, etwas heißen! Der Genius des „Humors", oder dessen, was in unserer humorlosen Zeit so genannt wird, hat ihm einen Freibrief ausgestellt, so daß selbst der Zweifel, der vor einem Böcklin nicht zurückgewichen ist, den Meister der populären Knüttelkunst unangefochten gelten läßt. Der siebenzigste Geburtstag und ebenso nun wieder der fünfundsiebenzigste haben der lachenden Weisheit Buschens aufs neue begeisterte Zurufe aus allen Lagern der neudeutschen Weltanschauung gebracht. Beim achtzigsten Geburtstag wird die öffentliche Meinung, die immer — wie, nach Fontane, jeder Autodidakt — übertreibt, wahrscheinlich gestimmt sein, Buschens Humore für reife Früchte eines nationalen Idealismus und darum für unangreifbar zu erklären, so daß den Vermessenen dann, der an dieses Heiligtum nur zu rühren wagt, der Bannfluch trifft. Darum ist schon jetzt vielleicht der flüchtig, im Vorübergehen gegebene Rat nützlich, die Sympathie für Wilhelm Busch dem kritischen Bewußtsein nicht ganz zu entrücken. Denn es handelt sich bei einer Ueberschätzung nicht um Unwichtiges, wie es den Lachfrohen scheinen mag; nicht Pedanterie und freudelose Mäkelsucht rät zur Vorsicht. Es ist nicht belanglos, worüber ein ganzes Volk, worüber eine Zeit lacht; das innerste Leben decouvriert sich im Gelächter.

Die Menschen unserer Tage sind nicht von Herzen lachlustig. Sie tragen allesamt zuviel Arbeit auf dem Rücken und sind unter dieser Last mürrisch geworden. Hinter ihren Witzblättern im Café, in der Elektrischen verziehen sie keine Miene. Nur wenn ein Bekannter hinzukommt, gibt es ein Zusammenstecken der Köpfe; aber auch dann kein befreiendes Lachen, sondern mehr ein trockenes, hämisches Meckern. Die allgemeine Nachfrage nach gedruckter Heiterkeit, die ein paar Dutzend Witzblättern den Unterhalt sichert, ist kein Zeichen allgemeinen Humors. Wie sich religiöse Sekten niemals zahlreicher bilden, als in Zeiten des Unglaubens, so prosperiert die publizistisch industrialisierte Heiterkeit gerade in Epochen einer allgemeinen schadenfroh und satirisch gestimmten Galligkeit.

Busch scheint nun freilich eine Ausnahme zu sein. Seine Art unterscheidet sich vom pathetischen Simplicissimussarkasmus, ist anders als die flaue Scherzlust der „Fliegenden Blätter" und steht hoch über dem Niveau der schalen, politisch, erotisch oder sonstwie gepfefferten Marktware. Er ist ein Einzelner, wie Oberländer, und vor diesem hat er noch die Saftigkeit unmittelbarer Sinnlichkeit voraus. Zweifellos: ein Künstler von vielen Graden und eine Individualität. Aber dennoch kein großer Humorist. Nicht in dem Sinn wenigstens, den das deutsche Volk, das seinen Jean Paul glaubt vernach-

lässigen zu dürfen, das Shakespeare als einen der Seinen betrachtet und den Don Quichotte fleißiger liest als der Spanier es tut, dem Worte Humor notwendig geben müßte. Denn der Humorist ist nur denkbar als ein Liebender. Er vernichtet, um in höherem Bezug wieder herzustellen; er befreit, stellt den Leser und Betrachter auf eine Philosophenhöhe und gewinnt seine Wirkungen aus dem Kontrast des Vergänglichen mit dem Ewigen. Ohne Sinn für das Erhabene, ohne eine Lebensidee ist Humor nicht einmal denkbar. Und diese höheren Eigenschaften nun sind bei Wilhelm Busch verkümmert.

Man betrachte den Mann und sein Lebenswerk. Ja, ist überhaupt ein Lebenswerk vorhanden, dessen ein Künstler, ein starker Wille sich rühmen könnte? Die Summe dieses fast achtzigjährigen Lebens besteht aus einem oder zwei Dutzend köstlicher Schnurren. Das ist fast kompromittierend. Etwas, das Nebenbeschäftigung hätte sein sollen, ist zur lebenfüllenden Arbeit geworden. Es drängt jede echte Willenskraft, also vor allem jeden rechten Künstler, zu bauen, fortzeugende Werte zu schaffen; besteht die Tätigkeit eines Mannes im kritischen Verneinen, so soll das Niederreißen wenigstens den Zweck haben, Platz für das lebendig Neue zu schaffen. Wo Buschens verneinende Kunst aber gejätet hat, wächst in aller Ewigkeit nicht neues Leben. Er vernichtet lachend, doch nicht, um neue Lenze sprießen zu machen; alles degradiert er zum schalen Alltag. Seine Welt ist entgöttert bis in den letzten Winkel; ein Nihilist ist er im Innersten. Ihm fehlt die rechte Liebe; und auch der rechte Haß. Höherer Indifferentismus ist seine Weltanschauung. Als Philosoph ist er nicht Jenen zuzuzählen, die neue religiöse Empfindungen denkend vorahnen und zergliedernd noch für die Zukunft schaffen, sondern der Schüler einer Philosophie ist er, die die Nichtigkeit aller Dinge nachweisen möchte und die vom fortschreitenden Leben darum Lügen gestraft wird. Was er zeigt, ist im gewissen Sinne wahr. Aber was für eine Wahrheit ist das doch! Daß er daran hängen bleiben konnte, wirkt gegenüber seiner großen Begabung fast pathologisch.

Mehr als er es sonst liebt, hat er sich jüngst in einem Dankgedicht decouvriert:

„Nur eins erschien mir oftmals recht verdrießlich:
Besah ich was genau, so fand ich schließlich,
Daß hinter jedem Dinge höchst verschmitzt
Im Dunkel erst das wahre Leben sitzt.
Allein wozu das peinliche Gegrübel?
Was sichtbar bleibt, ist immerhin nicht übel."

Vor diesem wahren Leben, das im Dunkel hinter den Dingen sitzt, hat Busch sich immer gefürchtet. Jeder Künstler muß aber gerade in diese Finsternis eindringen und sie mit der Fackel seines Geistes erhellen, wenn er seiner ihm verliehenen Gabe sittlich genug tun will. Busch wußte stets, worauf es ankam. Aber er mochte das ungeheure Problem nicht auf sich nehmen, mochte die Gasttafel des Sichtbaren nicht verlassen. Nie hat er entschlossen Faustens Worte nachgesprochen, hat nie mit leidenschaftlichem Bildnerwillen ein Ganzes, worin es ein Vorne und Hinten, ein Diesseits und Jenseits nicht gibt, zu erringen versucht. Welcher ins wirre Getriebe der Großstadt Gestellte vermöchte dem Philosophen, dem Menschenkenner, dem scharfen Beobachter Busch nicht die Sehnsucht nach dörfischer Einsamkeit, nach weltflüchtiger Ruhe, nach den engen Freuden des Bienenzüchters und Gartenpflegers nachzufühlen! Aber wer dieser Sehnsucht nachgibt, während er unter den Menschen noch eine Arbeit zu verrichten hat, ist nicht die höhere Natur um solcher Flucht willen. Der große Humorist flieht nicht das Leben; er überwindet es. Nicht verachtend oder spottend erträgt er das Dasein, sondern er dient ihm als ein leidenschaftlicher Altruist.

Buschens so behaglich und bieder lachende Kunst macht bei näherem Hinsehen den Eindruck, als hätte sich der Mensch, der dahinter steht, in sich selbst verhärtet, sich vor jenem Leben „im Dunkel" bewußt verschlossen. Eine peinliche Herzenskälte weht aus den Büchern, die soviel Heiterkeit entfesseln. Die ausschließliche lebenslängliche Beschäftigung mit der Karikatur, mit dem Zerrbild allein weist schon auf ein halbes Menschentum. Eine endlose Verneinung ohne Gegengewicht: das ist die Tat einer verkappten Verzweiflung. Buschens Biederkeit und Gemütlichkeit ist der typischen jovialen Oberförsterlaune verwandt, die so sympathisch, so anregend wirkt, den flüchtig Hinblickenden entzückt, als eine Form derber, ehrlicher Männlichkeit, und die doch nichts ist als die schöne Oberfläche eines kalten und harten Lebensegoismus. Unwillkürlich ruft man beim Anblick der langbärtigen, waldfrischen alten Herren, die im Krug, im Kreise der Honoratioren ihre Schwänke erzählen und den Bierkrug fröhlich schwenken: „Welch prächtige Kerle!" Doch wenn man sich zu ihnen setzt, so zeigt es sich, daß dieses suggestive Behagen auf ein bis zur Grausamkeit gehendes, epikuräisches, ichsüchtiges Glückseligkeitsbedürfnis zurückzuführen ist. Der Gesunde mag sich im Genuß nicht stören lassen: daher die Bonhomie. Daher auch die herzlose Jovialität in der Kunst Buschens. Die Tragik des Lebens wird nicht lachend überwunden, sondern mit einem mehr oder weniger guten Spaß beiseite geschoben.

Solche Gemütsart wäre Privatsache, wenn sie nicht der Kunst des Dichters und Zeichners den Stempel aufgedrückt hätte. In dieser Kunst sind außerordentliche Qualitäten. Ein Daumier steckt in dem Zeichner; ein Otto Ludwig, ein Reuter in dem Dichter. Hätte faustisches Temperament dieser seltsamen Doppelbegabung das Ziel gezeigt und sie gezwungen, sich für eine Kunst zu entscheiden, so hätte Deutschland einen Graphiker großen Stils gewonnen. Jetzt ist Buschens Lebenswerk ein nicht gehaltenes Versprechen. Hier und da in den illustrierten Büchern begegnet man einer Handschrift von magistraler Größe, einer Charakterisierungsfähigkeit von seltener Tiefe, einem Pathos des Grotesken von monumentaler Wucht und einem Geschmack, der auf Anlagen zur höchsten Kultur deutet. Busch hätte Gavarni und Lautrec überflügeln, Oberländer und Keene weit hinter sich lassen, Th. Th. Heine erdrücken können; er hätte neben Leibl sein können, was Daumier neben Courbet war. Es lebt in vielen seiner Karikaturen heimlich die pathetische Gebärde, die auf jene Kunst des Grotesken hinüberweist, die Goya unsterblich macht. Zuweilen sind hart neben dem Lächerlichen Spuren des Erhabenen; ein einziger Schritt, und aus dem Häßlichen, aus der Bagatelle wäre das Dämonische, Bedeutende abzuleiten gewesen. Aber Busch hat anders gewählt und seine außerordentlichen Gaben in Späßen verzettelt, worüber Sekundaner und aufgeklärte Philister vor Lachen brüllen, die der Reifere aber nach flüchtigem Ergötzen gelangweilt und selbst degoutiert aus der Hand legt, aus denselben Gründen, die Goethe alles Karikierte fatal machten: weil die geistige Perspektive, die heimliche Bejahung hinter der Verneinung fehlt.

Was Busch im ernsthaften Sinne der deutschen Kunst bedeutet, ist recht wenig. Gewisse Dinge, die wider Willen fast aus seiner eilig zeichnenden Hand hervorgegangen sind, werden zu den bleibenden Werten gehören. Aber es ist nicht Anlaß, von ihm als von einem der „größten deutschen Humoristen" zu sprechen. Einer solchen falschen Wertung ist zu widersprechen, weil es stets bedenklich ist, wenn ein ganzes Volk, eine ganze Zeit karikierende Komik für Humor, Satire für Scherz und das heimliche Pathos des Grotesken für Witz nimmt. Das führt notwendig zur Verwirrung in den ethischen Wert-

bestimmungen. Und niemals doch ist die Reinheit des Instinktes für ethische Unterscheidung notwendiger gewesen, als in unserer Zeit überstürzter Neubildungen. In rechter Weise ertragen könnte Busch nur ein sehr starkes männliches Geschlecht. Das unsere aber ist schwach und vielen Mißverständnissen des Gefühls preisgegeben. Darum hüte man sich, diesem Künstler, dem auch der Menschheit Würde in die Hand gegeben war, der es aber vorgezogen hat, sich über die Schauer der Schicksalsgröße mit Schwänken hinwegzutäuschen, in erregter Festlaune einen Sitz unter den Großen anzuweisen.

Wenn Wilhelm Busch sich und den Deutschen, denen er schon zum Typus geworden ist, einen bedeutenden Dienst leisten will, so greife er mit alter Hand nochmals zu Stift und Feder und gebe als Epilog seines Lebenswerkes eine geniale Karikatur des eigenen Ruhmes. Damit würde er seinem immer noch in vielen Dingen unmündigen Volk lachend den Kopf zurechtsetzen und zugleich, indem er sich über sich selbst emporschwingt, einen höheren Standpunkt gewinnen als jemals vorher.

Kaiser Wilhelms wirtschaftspolitische Sendung.

Von Andrew Carnegie.

„Ein großer Mann ist in England aufgestanden, Majestät, er heißt Cromwell," sagte Richelieu zum Könige. Ich möchte sagen: „Ein großer Mann ist in Deutschland erstanden, der Kaiser." Es ist unmöglich, seine Taten zu verfolgen ohne das Gefühl: Hier ist eine Persönlichkeit, eine Kraft, die Gutes oder Schlimmes in der Welt wirken kann. Bis jetzt hat er Deutschland den Stimulus zu industrieller Tätigkeit gegeben, den es so nötig brauchte, zur See und zu Lande ist sein Einfluß bestimmend gewesen. Die deutschen Schiffe sind heute die ersten auf dem Atlantischen Meere an Schnelligkeit. Die inländischen Wasserwege in Deutschland, nach seinen Plänen ausgearbeitet, werden bald eine wichtige Rolle in der inneren Entwickelung Deutschlands spielen. Deutschland ist jetzt der zweitgrößte Stahlproduzent, und das will viel sagen, da Stahl die Basis für die Herstellung von tausend Artikeln ist. In der Eisenproduktion wird es auch bald die zweite Stelle einnehmen, und des Kaisers Kopf und Hand und auch sein Herz haben an diesen Triumphen ihren Anteil. Er ist Kaiser und Lebenskraft des Reiches zugleich. Man wundert sich, daß er sich nicht, nachdem sich die deutsche Verfassung in ihren Wirkungen so bewährt hat, zu ihrer weiteren Ausgestaltung entschließen mag.

Alles, was Deutschland gewonnen hat durch seine Konsolidierung zu einem einzigen Reiche, würde Europa gewinnen und noch viel mehr, wenn alle Länder sich in eins verschmelzen würden. Eine Vereinigung der deutschen und amerikanischen Verfassung, die die meisten, wenn auch nicht alle, europäischen Nationen befriedigen würde, erschiene mir nicht undurchführbar; und eine Vereinigung der bedeutendsten ist nur erforderlich, um den Frieden zu sichern. Frankreich, Deutschland und Rußland würden genügen. Einmal sind sie schon vereint in Aktion getreten, warum taten sie es nicht später in noch größerem Maßstabe? Unter beiden Verfassungssystemen, dem deutschen und amerikanischen, werden auch die kleinen Nationalitäten unverletzt erhalten, ebenso wie Schottland in der Union mit England. Daher die vollkommene Zusammenschweißung. Die Könige von Sachsen und Bayern sind Deutsche.

Jeder Staat in der amerikanischen Union ist in sich souverän, mit seinem selbsterwählten Gouverneur. Wo irgendwo Unterdrückung versucht wurde, erhob sich das Volk dagegen. Stelle man sich die Folgen vor: wenn man versuchen wollte, die Nationalität Schottlands zu vernichten und das Gefühl auszulöschen, das im innersten Busen jedes Schotten ruht, und das kein ander Wort zum Ausdruck bringen kann, wie: „Schottland auf immer!“ Dieses wertvolle nationale und patriotische Gefühl muß geachtet und gewahrt bleiben. Die Konsolidierungen der Nationen sind mit ihm auch leicht und von Nutzen. Die kleineren, in das Ganze verschmolzenen Nationen werden wenig verlieren und viel gewinnen dadurch, daß sie Bestandteile eines großen Gebietes werden. Solche Verschmelzungen werden einmal kommen und sollten als Fortschritt im Weltlauf begrüßt werden, als Vorläufer der kommenden Verbrüderung der ganzen Welt, die heute nur ein Traum der Dichter, einmal Wirklichkeit sein wird.

Das kommende Jahrhundert wird auf das jetzige zerstückelte Europa mit demselben Gefühl zurückblicken, wie wir auf die 114 Duodezstaaten von Deutschland und ihre Zweigherrscher des vergangenen Jahrhunderts mit ihren 34 Handels- und Uebergangszöllen am Rhein, ähnlich den Likinzöllen in China.

Wie der Kaiser von Rußland durch die Einberufung der Haager Friedenskonferenz den ersten Schritt vorwärts getan hat zur Herbeiführung des allgemeinen Weltfriedens, so könnte eines Tages der andere mächtige Kaiser, geleitet von dem Gedanken, daß er es sich und Deutschland schuldig ist, eine Hauptrolle auf der großen europäischen Bühne zu spielen, als sein Befreier auftreten von dem Drucke, der auf diesem Kontinente lastet und ihn schwächt, von der bleichen, lähmenden Furcht vor einem Vernichtungskriege unter den Gliedern desselben Leibes. Selten kommt einer in die Welt, der Kaiser und Herrscher zugleich ist, und die wenigen, die die Geschichte kennt, haben der Welt ihren Stempel aufgedrückt, von Cäsar bis König Alfred und Karl dem Großen.

Man kann sich nicht helfen, man muß glauben, daß einer von den ganz Großen, der zugleich Kaiser ist, doch die wenigen Männer, die Europas Geschicke lenken, mitreißen und den ersten Schritt machen könnte. Alles, was für die Gegenwart erwartet werden kann, ist nicht eine Vereinigung der Länder, sondern ein Bündnis unter ihnen, um den internationalen Frieden zu sichern. Was die getrennten Völker von Europa mit Ausnahme von Rußland in einer nicht zu fernen Zukunft zu erwarten haben, wenn sie sich nicht soweit zusammenschließen, um sich einer friedlichen Sicherheit, eines freien Warenaustausches zu erfreuen, wenn sie nicht aufhören, einander politisch oder kommerziell zu bekämpfen, statt eine Macht zu werden — es wird ihnen ergehen, wie es vielen Liliputanern um den Riesen Gulliver ergangen ist —, die amerikanische Union würde bald die 200 Millionen englisch Sprechenden umfassen und dann fähig sein, die meisten Bedürfnisse der Welt zu befriedigen, Nahrungsmittel und industrielle Produkte zu den niedrigsten Preisen und doch noch gewinnbringend zu liefern. Die sanguinischsten Prophezeiungen über ihre Gewinne und ihre kommenden industriellen und kommerziellen Triumphe würden nach meinem ruhigen Urteil wahrscheinlich noch übertroffen werden. Selbst wenn die europäischen Nationen es vorziehen würden, sich auszusöhnen, um nicht die angedeutete untergeordnete Rolle zu spielen, so ist doch der gegenwärtige Bestand unmöglich, solange der gegenwärtige militärische Druck noch lastet, unter dem schon einige zu ermatten beginnen. Die Last muß sich früher oder später als zu schwer erweisen und andere Formen erzwingen.

Selma mit dem Brustpanzer.*)

Obwohl in seiner Gegenwart nie davon gesprochen wurde, fühlte es Felix doch sehr wohl, daß sein Geheimnis auf Frau Famas Flügeln die Residenz durchrauschte.

Die Offiziere, Graf Pfründten immer ausgenommen, wurden zusehentlich kordialer und beglückwünschten ihn, als er nach Ablauf seines Dienstjahres den Entschluß kundgab, als Fahnenjunker der Offizierslaufbahn zuzustreben, so herzlich dazu, daß er an ihrem guten Willen, ihn einmal als Regimentskameraden zu begrüßen, nicht zweifeln konnte. Die Art, wie man ihn jetzt behandelte, war mehr als gemessene, durch ein gewisses Air von Herablassung fatal nuancierte Freundlichkeit; sie hatte etwas Freieres, beinahe schon Kameradschaftliches angenommen.

Felix, hierin recht feinfühlig, hatte es mit guter Witterung bemerkt, wie etwas, das einer atmosphärischen Schicht verglichen werden mochte, die ursprünglich zwischen ihm und dem Offizierskorps lag, sich mehr und mehr verflüchtigt hatte. Frau Famas Flügelrauschen hatte das verweht; er wußte das wohl. Und er fand das ganz in der Ordnung, indem er für sich die Lage eines großen Herrn in Anspruch nahm, der unter einem bürgerlichen Inkognito aufgetreten war, es aber zuließ, daß dieses Inkognito von anderer Seite gelüftet wurde.

Es bereitete ihm natürlich innige Genugtuung, so ohne direktes eigenes Zutun „erkannt" zu werden. Daß schließlich sein Name *echt* und keineswegs eine vorgehaltene Maske war, fiel ihm gar nicht ein. Er hatte sich längst in das Gefühl eingewöhnt, eben *immer* nur inkognito aufzutreten und durchaus ein andrer zu sein, als der er hieß. Selbst die Standeserhöhung, auf die der Prinz hinarbeitete, würde immer doch nur ein etwas dekorativeres Inkognito bedeuten, sagte er sich. Gewissermaßen eine Maske aus Seide statt der aus Leinwand, die das Schicksal ihm bisher zu tragen auferlegt hatte. Aber wirklich demaskieren würde er sich nie können. Welches Wappen man ihm auch verleihen mochte, es würde nie die hochherrlichen heraldischen Insignien aufweisen, die ihm zukamen.

So ging er denn auch nur mit einer gewissen Lässigkeit auf des Prinzen Absichten ein, obwohl er gleichzeitig im Innersten doch recht beglückt davon war. Denn hier, in diesem Kreise, dem er durchaus angehören wollte, wirkte ein Mensch ohne Wappen ungefähr so, wie ein Mann, der die Frechheit hätte, einen Ball in Badehosen mitzumachen. Und überhaupt: es ging zweifellos nicht an, ewig alle Menschen von Gesellschaft in peinliche Beklommenheit zu versetzen durch Nennung eines Pseudonyms, das sich nicht durch das geringste Ornament von der großen Müller- und Schulze-Herde abhob. Es war geschmacklos und also unmöglich.

*) Bei der lebhaften Spannung, mit der die Leser der ersten beiden Bände des Bierbaumschen Romans „Prinz Kuckuck" dem dritten entgegenharren, dürfen wir sicher sein, mit Veröffentlichung dieses Bruchstückes aus dem dritten Bande einem weiten Kreise entgegenzukommen. Doch wird es auch denen Vergnügen bereiten, die die ersten beiden Bände noch nicht kennen, denn es ist ein kleines satirisches Kabinettstück für sich. Es spielt im Jahre 1893 in einer kleinen mitteldeutschen Residenzstadt und bildet im achten Kapitel des dritten Bandes das vierte Stück. — Um unerwünschten Mißdeutungen zu begegnen, legt der Verfasser Wert auf die Mitteilung, daß „Selma mit dem Brustpanzer" im Februar geschrieben worden ist. Der unserem Abdruck zugrunde liegende Revisionsbogen trägt den Druckereistempel vom 1. Mai.

Auf den Prinzen machten Aeußerungen Felixens in diesem Sinne einen vortrefflichen Eindruck. Zumal die Nachlässigkeit, mit der Felix die Angelegenheit behandelte, gefiel ihm, denn sie war ihm ein neuer Beweis für angeborene Vornehmheit.

Aber er hatte doch darauf bestanden, daß auch Felix selber etwas dazu tue.

— „Müssen von zwei Seiten aus operieren. Höchster Herr zuweilen sonderbar. Echappiert gerne plötzlich. Für Militär jetzt gar kein Interesse mehr. Fahnenjunker gänzlich egal. Millionen schon weniger. Müssen aber, äh, vorsichtig nahegebracht werden. Kann ich nicht tun. Nee. Scheue Konkurrenz mit gewissen Managern. Kann bloß leise andeuten, was nicht, äh, direkt finanzieller Natur. Wird auch wirken. Höchsten Ortes viel Sinn für natürliche Söhne vorhanden. Ueberdies Romantiker. Aber nicht bloß. Na ja. — Sicherstes Mittel immer einschmeichelnde Stimme von Vorleserin. Wissen doch: Wappenspruch geadelter Singedame: vis in voce."

Felix lächelte verständnisvoll, aber nicht ganz reinlich.

Der Prinz fuhr fort: „Scherz beiseite. Meine ernst. Müssen sich an letzt gewesene 'ranmachen. Augenblicklich regierende natürlich streng zu meiden. Alte Herren Späßen Jugendlicher immer abgeneigt. Finde begreiflich. Aber letztgewesene immer Stein im Brette. Finde rührender Zug. — Augenblicklich letztgewesene übrigens recht reizvoll!"

— „Selma mit dem Brustpanzer?"

Felix zeigte sich etwas erschrocken:

„Die Dame ist mir zu dick, Prinz. Auch liebe ich diese idealistischen Kuhaugen nicht."

— „Gibt sich mit der Zeit. Können ja wegsehen. Mensch nicht bloß zum Vergnügen auf der Welt. Begreife Abneigung gegen Fülle übrigens nicht. Hemigloben unten und oben, der Mensch soll Gottes Gaben loben."

Auch dieses Kasinozitat brachte Felixens Abneigung nicht ins Wanken. Er kannte Selma mit dem Brustpanzer vom Ansehen recht gut, denn er bewohnte eine Villa in der berühmten Straße am Schloßberg, die man die avenue des lectrices nannte, weil ein viertel Dutzend der gewissen gewesenen Vorleserinnen dort ihre chalets hatten, und die üppige Selma pflegte immer am Fenster zu erscheinen, wenn er vorüberritt.

— Gott behüte und Gott bewahre! dachte er bei sich, ich will keine Fettflecke kriegen.

Aber Prinz Assi (wie Seine Durchlaucht im Kasino nach seinem Namenspatron hieß) unterstützte seinen auf so massiger Basis errichteten Plan mit so vielen Argumenten, daß Felix sich schließlich sagen mußte, es sei ein soliderer kaum zu finden.

Erstens bewies Serenissimus dieser Gewesenen eine besonders deutliche Anhänglichkeit über das Grab seiner Liebe hinaus, und dann war es bekannt, daß die ehrgeizige Selma sich nicht auf die sonst übliche Art abfinden lassen wollte. Das obligate Chalet besaß sie bereits, an Geld fehlte es ihr auch nicht, und an dem höchsten Huldbeweis: Verheiratung mit einem Manne von ebenso gutem Adel, wie unerschrockener, zu jeder Lehenspflicht bereiten Loyalität, schien ihr sonderbarerweise nichts zu liegen. Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, Direktorin einer Pflanzschule für junge dramatische Talente zu werden, die natürlich vom Hofe zu gründen war. — Gute Seelen fanden das sehr ideal, böse Menschen erklärten es sich damit, daß Selma, nachdem sie die Liebe des Alters genossen, den begreiflichen Wunsch hegte, diesen Genuß nun auch in mehr jugendlicher Form kennen zu lernen. Doch dachte sie, meinten dieselben boshaften Leute, dabei

nicht bloß an sich, sondern auch an den gnädigsten Herrn. Ihr die Eleven, ihm die Elevinnen.

Es war gewiß häßlich, so von einer Künstlerin zu denken, die immer nur (und wie ideal) die idealsten Frauengestalten der Dichtung verkörpert und sich einmal emphatisch geweigert hatte, ein „sinnliches Ungeheuer" darzustellen. Aber die Medisance blüht in kleinen Residenzstädten auf jedem Fensterbrette, und die ideale Selma stand wirklich etwas zu häufig hinter den Gardinen, wenn junge Männer ihr Haus passierten.

Sie würde, das war dem Prinzen unbedingt klar, einer Annäherung Felixens gewiß keine Schwierigkeiten entgegensetzen, ihn vielmehr mit kräftigen Tragödinnenarmen so innig ans liebevolle Herz pressen, daß nur dessen üppige Polsterung ein Unglück verhüten konnte. Wenn dann Felix gleichfalls Kraft, Feuer und einige Ausdauer bewährte, gleichzeitig aber aus unwiderstehlicher Leidenschaft zur dramatischen Kunst eine recht ausgiebige Stiftung für die zu gründende Pflanzschule machte, dann war an hohem Lohn für hohe Leistung nicht zu zweifeln. Für einen glänzenden jungen Mann, der so in jeder Hinsicht ihren Wünschen genug tat, würde Selma zweifellos mit dem ganzen Feuer ihrer Künstlerseele und mit dem ganzen Timbre ihrer bestrickenden Stimme beim höchsten Herrn wirken, und dieser würde, gleichzeitig vom Prinzen auf das romantische Mexiko hingewiesen, ebenso zweifellos den vereinten Bemühungen einer großen Dame der Kunst und eines großen Herrn der Geburt ein geneigtes Ohr schenken. Dies um so mehr, als er dadurch auf die angenehmste Manier zur Gründung eines Kunstinstituts kam, das dem geliebten Theater zu dienen bestimmt war.

So war es geschehen, daß Felix in der Tat Selma mit dem Brustpanzer zu seiner „Geliebten" erkoren hatte.

Es wäre ihm aber recht unangenehm gewesen, hätte er erfahren, daß gerade Graf Pfründten davon Wind bekommen hatte. Es mußte das geradezu durch Spionage geschehen sein, denn Felix frequentierte die Dame seiner Interessen nur im Dunkel der Nacht und bemühte sich peinlich, keine Kunde dieser liaison aufkommen zu lassen, die ihm weder sehr wohlgefällig war, noch besonders dekorativ erschien.

Trotzdem mußte er monatelang Nacht für Nacht in dieser ihm unausstehlichen Villa bei dieser ihm ganz und gar ungemäßen Dame zubringen.

Hier war es, wo er erst fühlte, was er einmal besessen hatte: Liane.

Sehnsucht kannte er nicht; weder vorwärts noch rückwärts gewandte; und auch die Gabe, in Erinnerungen zu schwelgen, war ihm nicht eigen. Aber hier drängten sich Vergleiche mit solcher Stärke auf, daß er mehr als einmal das kleine Pariser Haus und seine Herrin wie leibhaft vor sich zu sehen vermeinte, wenn er vor gegenwärtigen Reizen die Augen verschloß.

Selmas Boudoir war grauenhaft: eine Folterkammer des Geschmacks. Die hochgestimmte Seele der Künstlerin, im Grunde massiv wie ihre Körperlichkeit, hatte es verschmäht, diesen Raum mit imitiertem Rokoko auszustatten, wie es ihre Kolleginnen zu tun pflegten. Ihrem dramatischen Elan konnte nur das entsprechen, was sie im Sinne ihrer Zeit für Renaissance hielt. Hochrenaissance versteht sich. Balkiges Getäfel, nach den Ausmessungen eines Riesensaales, drückte eichenklotzig ein mittelgroßes Zimmer,

das keine Türen, sondern Portale aus Nußbaumholz hatte, dem alle möglichen Schändlichkeiten angetan worden waren. Löwenköpfe sperrten daran die Rachen auf, so daß man sehen konnte, wie die großen Bronzeringe (aber es war eigentlich keine Bronze) an den Zähnen hingen. Unverschämt dicke Fruchtkränze bepflasterten das übrige, und in einigen schaukelten sich noch dazu gräßlich eingezwängte Putten mit Wasserköpfen. Rechts und links aber traten mühsam und daher mit ingrimmigen Blicken Landsknechte aus dem Holze hervor, die ungemein schön geringelte Bärte, aber an diesem Orte eigentlich keine Daseinsberechtigung hatten. Die großen, bogigen Fenster waren mit zahllosen flaschengrünen Butzenscheiben von deutlicher Fabriksherkunft bedeckt, mußten aber auch noch daran befestigte Glasmalereien ertragen, die rührende Szenen aus dem Trompeter von Säckingen in Farben wiedergaben, denen nur ein abgehärteter Magen widerstehen konnte. Die Papiertapete heuchelte braungenarbtes Leder mit Goldornamenten, die ein Stilleben von Helmen, Schilden, Spießen, Säbeln, Trompeten, Pauken und Kronen zu bedeuten hatten. Zum Glück war dieser papierlederne Kriegslärm zum großen Teile von Lorbeerkränzen mit gewaltigen goldbedruckten Bändern bedeckt, die meistens die Farbe des Herrscherhauses trugen, dem die begnadete Künstlerin ihre höchsten Triumphe verdankte. Möbel standen in diesem dräuenden Raume keine, sondern gewaltige Gebäude, die sich nur herabließen, als Schränke, Tische, Stühle, Sofas zu figurieren. Was Holz an ihnen war, war bis an die Grenze der Möglichkeit geschnitzt, und zwar dermaßen, daß man hätte glauben können, diese wild vorgereckten Kanten, Knäufe, Zacken, Zinken, Wülste seien nicht zum Schmucke, sondern zum Schutze dieser Holzbefestigungen bestimmt. Wo sich Stoff an dieses Holz ansetzte, ornamental ausgeschorener Plüsch von unappetitlich braungelblicher Farbe, war dieser Umstand unmäßig betont durch gewaltige Knöpfe aus bronziertem Metall. Auch gab es hier wiederum aufgesperrte Löwenrachen mit Ringen. Der persische Teppich aus Wurzen mußte höchst kostbar sein, denn er war von vielen Bärenfellen bewacht, deren aufgerissene innen rot bemalte und zähnefletschende Köpfe im Kampfe mit dem Schuhwerk der Besucher dieses Kabinetts der Schrecken ihre Nasen eingebüßt hatten. Inmitten eines Erkers, der von einer Palastterrassenbalustrade aus knolligen Säulen wie ein Altar abgeschlossen war, stand zwischen blechernen, aber sehr sauber auf Natur lackierten Palmen auf einem trotzig gekanteten Untersatze aus naturfarbenem Eichenholze mit eingelassener Bronzeinschrift die Büste Selmas als Jungfrau von Orleans. Nach ihr, die so glatt und glänzend war, daß man auf die Vermutung kommen mußte, sie sei vom Seifensieder aus weißer Glyzerinseife gegossen worden, führte die gefeierte Tragödin den Namen Selma mit dem Brustpanzer. „Kein Busen war's, ein Bollwerk war's zu nennen."

Hier, vor diesem Erkeraltar stehend, angetan mit einem Schlafrock aus himmelblauem Flanelle, der nach ihrer Meinung vom Schnitte eines griechischen Priesterinnengewandes, in Wahrheit aber doch eben nur ein ganz gewöhnlicher Schlafrock war, pflegte die üppige Heroine, à la Germania auf dem Niederwalde frisiert, mit glühenden Bäckchen und gewaltig einherwogendem Busen Verse der Klassiker zu deklamieren, indessen Felix auf einem schauderhaft unbequemen Stuhle sitzen mußte, dessen gebuckelte und gekerbte Knöpfe sich ebenso schmerzhaft in seinen Rücken eingruben, wie die hohl scheppernden

Wortrouladen der begeistert Wimmernden in seine Ohren. Ursprünglich hatte ihm die skrupellose Selma zugemutet, auf diesem Stuhl der Qualen einen im Hause der Vorleserin allergnädigst zurückgelassenen Schlafrock des höchsten Herrn zu tragen, aber Felix, obwohl er sonst Order zu parieren hier nicht weniger als in der Kaserne sich zur Pflicht gemacht hatte, war in diesem Punkte denn doch nicht gefügig gewesen. Er hatte sich darauf hinausgeredet, daß der Schlafrock Serenissimi für ihn nie und nimmermehr ein Gebrauchsgegenstand, sondern immer nur ein Objekt der Verehrung sein dürfe. Aber auch die Zumutung, dann seinen eigenen Schlafrock hier zu deponieren und zu tragen, hatte er zurückgewiesen. Es gab denn doch immerhin Grenzen. Schauderhaft genug, daß er genötigt war, sich selbst zu prostituieren, um einen im Offizierskorps möglichen Namen zu erhalten. Seine Heiligtümer aber sollten von dieser brünstigen idealistischen Kuh nicht berührt werden. Er hatte einfach gesagt, er besitze kein derartiges Kleidungsstück, das würdig wäre, den prachtvollen Renaissancemöbeln Selmas benachbart zu sein. Dafür mußte er nun als Orestes hier sitzen, die bloßen Füße in Theatersandalen und auf dem nackten Leibe eine grüne Theatertunika mit rotem Mäander an der Saumlinie. Er kam sich wie ein Statist vor, der der Heroine ihr Rollen abhören darf.

O, diese Rollen, diese rollenden, hallenden Rollen! Felix bekam einen unauslöschlichen Haß gegen den fünffüßigen Jambus, und der Geschmack an klassischen Dramen, ohnehin nicht sonderlich stark bei ihm entwickelt, wurde ihm hier für alle Zeit verleidet. Selmas übermäßig gefühlsschwangeres Organ, das auf den höchsten Herrn angenehm erhitzend gewirkt hatte, wirkte auf ihn ganz anders. Man konnte nicht sagen: erkältend, denn es war ihm in der Gegenwart seiner Huldin nie heiß zumute. Man hätte eher sagen können: abstumpfend. Selma hatte für ihn nicht Kantharіden, sondern Brom in der Stimme. Doch geschah es auch, daß er in der wabernden Umplätscherung dieser von heftigen Atemstößen gehobenen Rhythmenwogen innerlich eine Wut aufsteigen fühlte, die er nur durch rastloses stummes Wiederholen eines gegensätzlichen, gewissermaßen als Gegengift wirkenden Rhythmus bemeistern konnte. Am besten bewährte sich das Anapästgehüpf: Wenn der Mops mit der Wurst übern Spucknapf springt.

Dabei aber doch ein entzücktes Mienenspiel zu unterhalten, war indessen schwer, und es war um so schwerer, weil er wohl wußte, daß Selmas idealistische Atemgymnastik nur das Vorspiel zu einer sich immer gleich bleibenden, reizlosen realistischen Liebesszene war, der jede Gliederung, jeder Geist, jedes Raffinement, jede Glut, jede Ueberraschung fehlte. Mäßiges Naturprodukt, durch keine Kunst geadelt und verfeinert.

O, lieber, viel lieber noch Friedrich Schiller in Selmaschen Rouladen!

Oft, wenn die vor Begeisterung Keuchende schon Anstalten machte, zu dem Tragödienschritte anzusetzen, der ihm die Zerreibungszone ihrer Umarmung näherte, sprang er hingerissen auf und zurück und rief:

„O, bitte, einmal noch von der herrlichen Stelle an:

In rauhes Erz sollst du die Glieder schnüren,
Mit Stahl bedecken deine zarte Brust,
Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren
Mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust."

Aber, wie bedeutsam er auch die zwei letzten Verse betonen mochte, es kam doch immer zu der unvermeidlichen Katastrophe, die mehr dem Wesen der Voltaireschen Pucelle, als der Schillerschen Jungfrau entsprach, und unter deren Entladungen sich Felix mehr als einmal fragte: Wann ist diese furchtbare Person eigentlich echt: wenn sie Schiller, oder wenn sie mich notzüchtigt?

Hätte er sich eingehender mit Selmas Charakter beschäftigt, so würde er darauf gekommen sein, daß sie es das eine wie das andere Mal war, im tieferen Sinne aber nie.

Doch Felix dachte nicht daran, sich mit Selmas Charakter zu beschäftigen, er hatte gerade genug mit ihrer Leiblichkeit zu tun.

Wenn die Griechenpriesterin in ihrem himmelblauen Flanell ihren Orestes unter schallenden Küssen zwischen den grimmigen Landsknechten hindurchbugsiert und zu ihrem geräumigen Lager geschleppt hatte, das in einem himbeerlimonadefarbenen Lichte schwamm, weil eine von zwei an Drähten schwebenden Tauben gehaltene Rosaglasmuschel es so wollte, dann lernte Felix die große, aber bittere Wahrheit des prinzlichen Wortes kennen, daß der Mensch nicht bloß zum Vergnügen auf der Welt ist. Der Begriff der Arbeit ging ihm auf, und, wenn es auch Arbeit auf einem Gebiete war, wofür er hinreichend Talent und auf dem er reiche Erfahrung besaß, so gehörte doch viel Selbstüberwindung, gewaltige Energie und der beharrliche Gedanke an den Lohn der Mühe dazu, sie zu leisten.

Als ihn der Prinz eines Tages beinahe aufgeregt mit der Meldung beglückte: „Höchster Herr in Anerkennung besonderer Verdienste um dramatische Kunst Graf gemacht!“ da atmete er tief auf und sagte: „Gott sei Lob und Dank! Das hab' ich mir redlich und sauer verdient. Es war die höchste Zeit.“

Der Liebhaber.

Komödie in vier Akten von Bernard Shaw. (Deutsch von Siegfried Trebitsch.)

Vierter Akt. [Schluß.]

Salon in Paramores Wohnung in Savile Row. Das dunkle ehrwürdige Mobiliar steht sozusagen im Einklange mit Paramores Gehrock und Manschetten. Wenn man das Zimmer von den Fassadefenstern aus betrachtet, so sieht man die Tür in der gegenüberliegenden Wand, in der Nähe der linken Ecke. Eine zweite, leichte, geräuschlose Abteiltür, mit grünem Flanell überzogen, befindet sich im Hintergrunde der rechtsseitigen Wand; sie führt zu Paramores Sprechzimmer. Der Kamin ist zur Linken. An seiner nächstgelegenen Kante ist eine Chaiselongue, im rechten Winkel der Wand zugekehrt. Rechts wird die Wand von einem Bücherschrank eingenommen, der sich weiter vorne als die grüne Tür befindet. Der Tür gegenüber steht ein Schrank für anatomische Präparate; eine eingerahmte Photographie der „Anatomieschule“ von Rembrandt hängt darüber an der Wand. Vorne, ein wenig zur Rechten, steht ein Teetisch.

Paramore sitzt in einem rundlehnigen Sessel und schänkt Tee ein. Julia sitzt ihm gegenüber, mit dem Rücken zum Feuer. Er ist aufgeräumt, sie sehr niedergeschlagen.

Paramore (indem er ihr die Tasse reicht, die er eben gefüllt hat): Hier! Tee kochen gehört zu den wenigen Dingen, von denen ich selber glaube, daß ich sie gründlich verstehe. Kuchen gefällig?

Julia: Nein, ich danke. Ich liebe Süßigkeiten nicht. (Sie setzt die Tasse unberührt nieder.)

Paramore: Ist der Tee nicht gut?

Julia: Doch, er ist sehr gut.

Paramore: Ich fürchte, daß ich ein schlechter Gesellschafter bin. Ich bin zu sehr Berufsmensch. Ich glänze nur bei Konsultationen. Ich wünschte fast, Sie hätten eine schwere Krankheit, so daß Sie auf meine Kenntnisse und meine Teilnahme angewiesen wären. Jetzt kann ich Sie nur bewundern und empfinden, wie angenehm es ist, Sie hier zu haben.

Julia (bitter): Und mir zu schmeicheln und mir Artigkeiten zu sagen! Ich wundere mich, daß Sie mir nicht sofort eine Tasse Milch statt Tee angeboten haben.

Paramore (erstaunt): Warum?

Julia: Weil Sie in mir ein Angora-Kätzchen zu sehen scheinen.

Paramore (in heftiger Zurückweisung): Fräulein Cra —

Julia (ihn kurz unterbrechend): Oh, Sie brauchen nicht zu protestieren. Ich bin daran gewöhnt, diese Art Zuneigung scheine ich immer einzuflößen. (Ironisch.) Sie können sich nicht vorstellen, wie schmeichelhaft das ist!

Paramore: Mein liebes Fräulein Craven, wie können Sie nur so zynisch sprechen! Sie! die auf den ersten Blick von den Menschen geliebt wird, sobald Sie nur auf der Straße an den Leuten vorübergehen. Im Klub kann ich von den Gesichtern der Männer immer ablesen, ob Sie kürzlich im Zimmer waren oder nicht.

Julia (leidenschaftlich zusammenfahrend): Oh, ich hasse diesen Ausdruck in ihren Gesichtern. Wissen Sie, daß ich seit meiner Geburt nie ein menschliches Wesen gekannt habe, das sich um mich ernstlich gekümmert hätte?

Paramore: Das ist nicht wahr, Fräulein Craven. Selbst wenn es wahr wäre, was Ihren Vater und Charteris betrifft, der Sie wahnsinnig liebt, trotzdem Sie ihn nicht ausstehen mögen, was mich betrifft, ist es gewiß nicht wahr.

Julia (bestürzt): Wer hat Ihnen das von Charteris erzählt?

Paramore: Nun, er selbst.

Julia (mit tief durchdrungener Ueberzeugung): Ihm ist nur an einem Geschöpf auf Erden gelegen, und das ist er selbst. In seinem ganzen Wesen gibt es keinen selbstlosen Fleck. Er würde nicht eine Stunde seines Lebens damit verbringen, sich — (ein Schluchzen erstickt ihre Stimme; sie erhebt sich leidenschaftlich, indem sie ausruft) Ihr seid alle gleich, einer wie der andere. Selbst meinem Vater bin ich nur ein Spielzeug. (Sie geht fort nach dem Kamin und bleibt dort, ihm den Rücken zuwendend, stehen.)

Paramore (folgt ihr demütig): Das habe ich nicht um Sie verdient, wahrhaftig nicht.

Julia (ihn abweisend): Warum sprechen Sie dann mit Charteris hinter meinem Rücken über mich?

Paramore: Wir haben nichts Ungünstiges über Sie gesprochen. Niemand soll das jemals in meiner Gegenwart wagen. Wir sprachen von dem, was unsern Herzen am nächsten lag.

Julia: Sein Herz! Oh Gott, sein Herz! (Sie setzt sich auf die Chaiselongue und verbirgt ihr Gesicht.)

Paramore (traurig): Ich fürchte, daß Sie ihn lieben, Fräulein Craven.

Julia (erhebt sofort den Kopf): Wenn er das sagt, lügt er. Wenn Sie jemals hören, daß mir an ihm etwas gelegen sei, widersprechen Sie, es ist nicht wahr.

Paramore (geht rasch auf sie zu): Fräulein Craven, ist der Weg für mich also frei?

Julia (die das Interesse am Gespräch verliert und verdrossen ins Feuer blickt): Was meinen Sie?

Paramore (hastig): Sie müssen empfinden, was ich meine. Widersprechen Sie dem Gerücht über Ihre Gefühle für Charteris nicht mit Worten — dazu ist es zu weit gekommen — sondern dadurch, daß Sie meine Frau werden. (ernst) Glauben Sie mir, nicht nur Ihre Schönheit zieht mich an. (Julia blickt angeregt rasch zu ihm auf.) Ich kenne andere schöne Frauen. Ihr Herz ist es, Ihre Aufrichtigkeit, Ihre gehaltvolle Echtheit — (Julia erhebt sich und starrt ihn atemlos, mit einer neuen Hoffnung an.) Die großen Gaben Ihres Charakters, die nur halb entwickelt sind, weil Sie von Ihrer Umgebung niemals verstanden wurden — die liebe ich.

Julia (sieht ihn scharf durchdringend an und beginnt dennoch wider Willen, höhnisch und skeptisch zu sein): Haben Sie das alles wahrhaftig in mir gesehen?

Paramore: Ich habe es gefühlt. Ich stehe allein im Leben und brauche Sie, Julia. Dadurch habe ich erraten, daß auch Sie allein im Leben stehen.

Julia (mit theatralischem Pathos): Darin haben Sie recht, weiß Gott! Ich stehe allein im Leben.

Paramore (nähert sich ihr schüchtern): Mit Ihnen stünde ich nicht allein. Und Sie? — mit mir?

Julia: Sie! (Sie entzieht sich ihm schnell und nimmt zum Teetisch Zuflucht.) Nein, nein. Ich kann mich nicht dazu haben — (Sie bricht verlegen ab und blickt unruhig umher.) Oh, ich weiß nicht, was ich tun soll. Sie werden zuviel von mir erwarten. (Sie setzt sich.)

Paramore: Ich habe mehr Vertrauen zu Ihnen als Sie. Ihre Natur ist reicher, als Sie denken.

Julia (zweifelnd): Glauben Sie wirklich, daß ich nicht das seichte, eifersüchtige, teuflische, temperamentvolle Geschöpf bin, das alle in mir zu sehen behaupten?

Paramore: Ich bin bereit, mein Glück in Ihre Hände zu legen. Beweist das zur Genüge, wie ich über Sie denke?

Julia: Ja, ich glaube, daß Sie mich wirklich leiden mögen. (Er nähert sich ihr lebhaft. Ein heftiger Umschwung überkommt Julia; sie erhebt sich mit erhobener Hand, wie um ihn zurückzustoßen, und ruft aus) Nein, nein, nein. Ich kann nicht. Es ist unmöglich. (Sie geht nach der Tür.)

Paramore (der ihr aufmerksam nachsieht): Wegen Charteris?

Julia (bleibt stehen und wendet sich um): Ah, das glauben Sie? Hören Sie mich an. Wenn ich Ja sage, wollen Sie mir versprechen, mich nicht zu berühren — mir Zeit zu lassen, mich an den Gedanken unserer neuen Beziehung zu gewöhnen?

Paramore: Ich verspreche es auf Treu und Ehre. Ich möchte Sie um alles in der Welt nicht drängen.

Julia: Dann — dann — ja. Ich verspreche — (Er ist im Begriff, sein Entzücken auszudrücken; sie will es nicht haben.) Nun, kein Wort mehr davon. Wir wollen es vergessen. (Sie nimmt ihren Platz am Tisch wieder ein.) Geben Sie mir noch etwas Tee. (Er eilt an seinen früheren Platz. Als er an ihr vorbeigeht, legt sie ihre linke Hand auf seinen Arm und sagt) Seien Sie gut zu mir, Percy, ich hab' es so nötig.

Paramore (hingerissen): Sie haben mich Percy genannt! Hurra! (Charteris und Craven treten ein. Paramore eilt ihnen strahlend entgegen.) Ich bin entzückt, Sie bei mir zu sehen, Oberst Craven. Und auch Sie, Charteris. Nehmen Sie Platz. (Der Oberst setzt sich auf die Kante der Chaiselongue.) Wo sind die andern?

Charteris: Sylvia hat Cuthbertson nach den Burlington Arcaden geschleppt, um sich von ihm einige Bonbons kaufen zu lassen. Er sieht es gerne, wenn sie Bonbons ißt, er hält das für weiblich. Ueberdies mag er sie selbst. Sie werden gleich da sein. (Er schlendert nach dem Schrank hinüber und tut, als ob er die Rembrandt-Photographie studierte, um nur so weit wie möglich außerhalb Julias Bereich zu sein.)

Craven: Ja, und Charteris hat versucht, mich zu überzeugen, daß man zwischen Cork Street und Savile Row den Weg abschneidet, wenn man durch die Conduit Street geht. Haben Sie jemals so einen Unsinn gehört? Dann sagte er mir, daß mein Rock abgetragen sei, und wollte, daß ich zu Pool ginge und mir einen neuen bestellte. Paramore, ist mein Rock abgetragen?

Paramore: Nein, soviel ich sehen kann.

Craven: Das will ich meinen. Dann wollte er mich in eine Debatte über den ägyptischen Krieg verwickeln. Wir wären schon vor einer Viertelstunde hier gewesen, wenn seine Torheit es nicht verhindert hätte.

Charteris (noch immer Rembrandt betrachtend): Ich habe alles aufgeboten, zu verhindern, daß er Sie stört, Paramore.

Paramore (dankbar): Sie sind im richtigen Augenblick gekommen. Oberst Craven, ich habe Ihnen eine ganz besondere Mitteilung zu machen.

Craven (sieht beunruhigt auf): Eine vertrauliche, Paramore, nein, wahrhaftig, sie muß mir vertraulich gemacht werden.

Paramore (überrascht): Selbstverständlich. Ich war im Begriff, Ihnen mein Ordinationszimmer anzubieten, es ist jetzt niemand da. Fräulein Craven, wollen Sie mich entschuldigen, Charteris wird Ihnen Gesellschaft leisten, bis ich zurückkomme. (Er geht nach der grünüberzogenen Tür voran.)

Charteris (erschrocken): Oh! bitte, täten Sie nicht besser, zu warten, bis die anderen kommen?

Paramore (frohlockend): Es ist kein Grund zu längerem Zögern vorhanden, liebster Freund. (Er drückt Charteris die Hand.) Ist's gefällig, Herr Oberst?

Craven: Ich stehe zu Diensten, Paramore, zu Ihren Diensten. (Craven und Paramore gehen in das Sprechzimmer. Julia wendet den Kopf und starrt Charteris höhnisch an. Seine Nerven lassen ihn im Stich; er ist augenblicklich vollständig außer Fassung. Sie erhebt sich plötzlich. Er fährt zusammen und kommt hastig nach vorne, zwischen Tisch und Bücherschrank. Sie kreuzt nach der Seite hinter dem Tisch, und er kreuzt vorne nach der entgegengesetzten Seite, indem er ihr mit einer plötzlichen Seitenbewegung ausweicht.)

Charteris (nervös): Nicht, Julia. Nütze deinen Vorteil nicht aus. Ich bin hier in deiner Gewalt. Sei einmal gut und mach' mir keine Szene.

Julia (verachtungsvoll): Glaubst du, daß ich dich berühren werde?

Charteris: Nein. Natürlich nicht. (Sie kommt auf ihrer Tischseite nach vorwärts. Er zieht sich auf der seinigen zurück. Sie steht ihn mit der äußersten Verachtung an, fegt quer nach der Chaiselongue hinüber und setzt sich mit der Miene einer Kaiserin nieder. Mit einem großen Seufzer der Erleichterung fällt er in Paramores Stuhl.)

Julia: Komm her. Ich habe dir etwas zu sagen.

Charteris: Ja? (Er rollt den Stuhl ein paar Zoll gegen sie zu.)

Julia: Komm zu mir her. Ich werde nicht durch das ganze Zimmer zu dir hinüberschreien. Fürchtest du dich vor mir?

Charteris: Schrecklich. (Er schiebt den Stuhl langsam, mit großer Besorgnis nach dem Ende der Chaiselongue.)

Julia (mit studierter Frechheit): Hat diese Person dir gesagt, daß sie dich meinetwegen aufgegeben hat, ohne den leisesten Versuch, ihren Besitz zu verteidigen?

Charteris (überzeugend flüsternd): Zeig, daß du desselben Opfers fähig bist. Gib mich auch auf.

Julia: Opfer? Du glaubst also, daß ich danach vergehe, dich zu heiraten?

Charteris: Ich fürchte, deine Absichten waren ehrbar, Julia.

Julia: Du Philister du!

Charteris (mit einem Seufzer): Ich gebe zu, daß ich etwas weniger oder etwas mehr als ein Gentleman bin, Julia. Du hast mir einst die Wohltat des Zweifels erwiesen.

Julia: Wahrhaftig! Das hab' ich nie getan. Wenn du dich nicht wie ein Gentleman benehmen kannst, tätest du besser, in die Gesellschaft der Frau zurückzukehren, die dich aufgegeben hat — wenn

ein so kaltherziges, feiges Geschöpf „Frau" genannt werden darf. (Sie erhebt sich majestätisch, er läßt seinen Stuhl zurückfliegen.) Ich kenne dich jetzt, Leonard Charteris, durch und durch, in deiner ganzen Falschheit, deiner kleinlichen Grausamkeit und deiner Eitelkeit. Der Platz, den du eingenommen hast, ist von einem Manne erkämpft worden, der seiner würdiger ist als du.

Charteris (aufspringend und dicht vor sie hintretend, keuchend vor Begierde): Was willst du damit sagen? Heraus damit. Hast du seinen Antrag —

Julia: Ich bin mit Dr. Paramore verlobt.

Charteris (entzückt): Meine einzige Julia! (Er versucht sie zu umarmen.)

Julia (zurückweichend, während er ihre Hände ergreift und sie festhält): Was unterstehst du dich! Bist du verrückt? Soll ich Dr. Paramore rufen?

Charteris: Rufe, wen du willst, Liebchen, rufe ganz London. Nun werde ich es nicht mehr nötig haben, brutal zu sein — mich zu verteidigen — in Angst vor dir zu vergehen. Wie habe ich mich nach diesem Tage gesehnt! Jetzt weißt du, daß ich von dir nicht verlange, daß du mich heiraten oder lieben sollst, ich gönne das alles Paramore. Ich wünsche dich nur zu sehen und mich uneigennützig des Glücks meiner (ihr die Hand küssend) teuren Julia, (die andere Hand küssend) meiner schönen Julia freuen zu dürfen. (Sie entreißt ihm ihre Hände und erhebt sie, als wollte sie ihn schlagen, wie sie es am Abend zuvor im Hause Cuthbertsons tat.) Es ist zwecklos, mir jetzt noch zu drohen, ich fürchte diese Hände nicht mehr — die schönsten Hände der Welt.

Julia: Wo nimmst du nur den Mut her, dich auf diese Weise zu drehen, nachdem du mich beleidigt und gefoltert hast?

Charteris: Mach' dir nichts daraus, Liebste, du hast mich niemals verstanden, und du wirst mich nie verstehen. Unser Freund, der Vivisektor, hat endlich ein erfolgreiches Experiment gemacht.

Julia (ernst): Du bist der Vivisektor — ein weit grausamerer, leichtfertigerer Vivisektor als er.

Charteris: Ja, aber ich lerne sehr viel mehr aus meinen Experimenten als er! Und die Opfer lernen so viel wie ich. Darin besteht meine moralische Ueberlegenheit.

Julia (setzt sich mit wehmütigem Humor wieder auf die Chaiselongue): Nun, du sollst nicht länger an mir herumexperimentieren. Geh' zu Grace, wenn du ein Opfer willst. Sie wird ein zäheres sein.

Charteris (vorwurfsvoll, indem er sich neben sie setzt): Und du hast mich dazu getrieben, um ihre Hand anzuhalten; dir wollte ich dadurch entfliehen! Nimm an, sie hätte ja gesagt, wo wäre ich jetzt?

Julia: Wo ich jetzt bin, wahrscheinlich, die ich Paramore mein Jawort gegeben habe.

Charteris: Aber ich hätte Grace unglücklich gemacht. (Julia lächelt höhnisch.) Allerdings wenn ich darüber nachdenke, glaube ich, daß du Paramore auch unglücklich machen wirst. Aber wenn du ihn abgewiesen hättest, wäre er dennoch verzweifelt. Armer Teufel!

Julia (deren Zorn für einen Moment wieder aufflammt): Er ist mehr wert als du.

Charteris (demütig): Dafür bürge ich dir, mein Schatz.

Julia (heftig): Nenne mich nicht so. Was meinst du damit, wenn du sagst, daß ich ihn unglücklich machen werde? Bin ich nicht gut genug für ihn?

Charteris (zweifelnd): Nun, das hängt davon ab, was du unter genug verstehst.

Julia (ernst): Du hättest mich gut machen können, wenn du gewollt hättest. Du hattest eine große Macht über mich. Ich war wie ein Kind in deinen Händen; und du hast es gewußt.

Charteris (mit komischer Ergebung): Ja, mein Schatz. Das heißt, wenn du eifersüchtig wurdest und in rasende Wut gerietest, konnte ich mich immer darauf verlassen, daß es glücklich enden würde, wenn ich nur lange genug wartete und dich während der ganzen Zeit gehörig verzärtelte. Wenn du deinen Rappel hattest und den Gegenstand deiner Eifersucht mit jedem Namen, den dir dein Zorn verleihen konnte, belegt und mich nach Gefallen stundenlang geschmäht hattest, dann kam die Reaktion; dann sankst du endlich hin in eine gelinde zärtliche Verzückung, in der du dich engelgleich gütig und versöhnlich fandest. Oh, ich kenne diese Art von Güte! Du magst in solchen Fällen geglaubt haben, daß ich deine latente Liebenswürdigkeit zutage förderte; aber ich glaube, du tatest dies mit der meinen und beanspruchtest davon eher mehr, als dir zukam.

Julia: Deiner Meinung nach habe ich also gar nichts Gutes an mir, ich bin ein überaus wertloses, schlechtes Frauenzimmer. Nicht wahr?

Charteris: Wenn du so beurteilt werden solltest, wie du andere beurteilst — ja! Am üblichen Maß gemessen, kann nichts zu deinen Gunsten gesagt werden, Julia — nichts. Und deshalb muß ich irgend ein anderes Maß finden und meine Selbstachtung retten, wenn ich mich erinnere, wie sehr ich dich geliebt habe. Oh, was hast du mich alles gelehrt, du, die nichts von mir lernen wollte. Ich machte dich zu einer Törin, und du brachtest mir Weisheit; ich brach dein Herz, und du gabst mir Freude; meinetwegen verwünschtest du deine Weiblichkeit und hast doch meine Männlichkeit erweckt. Oh möge der Name Julia für und für gesegnet sein! (Mit aufrichtiger Rührung ergreift er ihre Hand, um sie wieder zu küssen.)

Julia (ihm ihre Hand mit Widerwillen entreißend): Oh, hör' auf mit diesem ekelhaften, höhnischen Zeug!

Charteris (lachend den Himmel anrufend): Das nennt sie ekelhaftes, höhnisches Zeug! Gut, gut, ich werde nie wieder so zu dir sprechen, Liebste. Ich wollte damit nur sagen, daß du ein wunderschönes Weib bist, und daß wir dich alle lieben.

Julia: Sag' das nicht, ich hasse das. Es klingt, als ob ich nur ein schönes Tier wäre.

Charteris: Hm! Ein schönes Tier ist ein wundervolles Ding. Wir wollen Tiere nicht verachten, Julia.

Julia: Dafür hältst du mich also, eigentlich.

Charteris: Komm, Julia, du erwartest doch nicht, daß ich dich wegen deiner sittlichen Eigenschaften bewundere? (Sie dreht sich um und sieht ihn durchdringend an. Er springt ängstlich auf und bewegt sich nach rückwärts von ihr fort. Sie erhebt sich und verfolgt ihn langsam und aufmerksam.)

Julia (bedächtig): Ich erinnere mich, wie du in dieses herabgekommene Geschöpf, das keine sittlichen Eigenschaften hat, sehr verliebt gewesen bist.

Charteris (sich zurückziehend): Laß das, Julia. Bedenke deine neue Verpflichtung gegen Paramore.

Julia (die ihn in der Mitte des Zimmers einholt): Kümmere dich nicht um Paramore, das ist meine Sache. (Plötzlich faßt sie ihn mit beiden Händen am Rockkragen und blickt ihm fest ins Auge.) Oh, wenn die Leute, mit denen du so klug zu schwatzen verstehst, dich nur so kennten, wie ich dich kenne! Manchmal wundere ich mich über mich selbst, daß mir an dir jemals etwas liegen konnte.

Charteris (sieht sie freudestrahlend an): Nur manchmal?

Julia: Du Heuchler! Du Lügner! Du elender kleinlicher Scheinheiliger! (Er blickt entzückt drein.) Oh! (In einem Anfall, den zur Hälfte Wut, zur Hälfte Zärtlichkeit hervorrufen, beutelt sie ihn und knurrt ihn an, wie eine Tigerin ihre Jungen. In diesem Augenblick kommen Paramore und Craven aus dem Ordinationszimmer zurück und sind von diesem Anblick wie vom Donner gerührt.)

Craven (schreit, aufs äußerste abgestoßen): Julia! (Julia läßt Charteris los, aber behauptet hochmütig ihren Platz, während die Männer nach vorne kommen, Craven zu ihrer Linken, Paramore zu ihrer Rechten.)

Paramore: Was gibt's?

Charteris: Nichts, nichts. Sie werden bald daran gewöhnt sein, Paramore.

Craven: Nein, wahrhaftig, Julia, das ist ein sehr ungewöhnliches Betragen. Es ist Paramore gegenüber unverantwortlich.

Julia (kalt): Wenn Dr. Paramore etwas dagegen hat, kann er unsere Verlobung auflösen. (Zu Paramore) Bitte, zögern Sie nicht.

Paramore (sieht sie zweifelnd und ängstlich an): Wünschen Sie, daß ich die Verlobung auflöse?

Charteris (beunruhigt): Unsinn! Handeln Sie nicht so rasch. Es war meine Schuld. Ich langweilte Fräulein Craven — beleidigte sie. Verdammt, gehen Sie deshalb doch nicht hin und verderben alles.

Craven: Das ist verteufelt sonderbar. Ich kann nicht glauben, daß Sie Julia beleidigten, Charteris. Ich zweifle nicht, daß Sie sie gelangweilt haben — aber beleidigt! — was meinen Sie damit?

Paramore (sehr ernst): Fräulein Craven, bei allem Zartgefühl und aller Innigkeit meiner Gefühle bitte ich Sie, gegen mich aufrichtig zu sein. Welcher Art sind die Beziehungen zwischen Ihnen und Charteris?

Julia: Fragen Sie ihn. (Sie geht zum Kamin und kehrt ihnen den Rücken zu.)

Charteris: Gewiß, ich will beichten. Ich liebe Fräulein Craven — ich bin immer in sie verliebt gewesen und habe sie mit meinen Anträgen verfolgt, seitdem ich sie kannte. Es war vergebens, sie findet mich verabscheuungswürdig. Vor einer Minute hat mich der Anblick des Glücks eines Nebenbuhlers dazu verleitet, eine ekelhaft höhnische Sprache zu führen und sie — nun, sie hat mich dafür ein wenig gezaust, wie Sie gesehen haben.

Paramore (ritterlich): Ich werde nie vergessen, daß Sie mir geholfen haben, sie zu gewinnen, Charteris.

(Julia dreht sich rasch um, einen Wutkrampf im Gesicht.)

Charteris: Sch! Um des Himmels willen, erwähnen Sie das nicht.

Craven: Diese Geschichte klingt aber ganz anders als die, die Sie Cuthbertson und mir heute morgen erzählt haben. Verzeihen Sie, daß sie mir der Wahrheit viel näher zu kommen scheint. Gestehen Sie nur, Sie haben uns zum besten gehalten!

Charteris: Fragen Sie Julia. (Paramore und Craven wenden sich an Julia. Charteris bleibt stehen und blickt verstockt geradeaus vor sich hin.)

Julia: Ja, so ist es, auf ein Haar. Er ist in mich verliebt gewesen, er hat mich mit Anträgen verfolgt; und ich fand ihn verabscheuungswürdig.

Craven: Erkläre das nicht so unumwunden, Julia, es ist nicht gütig. Kein Mann ist ganz bei Sinnen, wenn er in der Liebe enttäuscht wird. (Zu Charteris) Hören Sie mich an, Charteris. Als

ich ein junger Bursch war, verliebten wir uns, Cuthbertson und ich, in dieselbe Frau. Sie zog Cuthbertson vor. Ich wurde abgewiesen, das will ich nicht leugnen. Aber ich kannte meine Pflicht und tat sie. Ich gab sie auf und wünschte Cuthbertson Glück und Freude. Er sagte mir gestern abend, als wir uns seit vielen Jahren wieder trafen, daß er mich seitdem immer geachtet und geliebt hätte. Und ich glaube ihm und fühle mich wohl dabei. (Ausdrucksvoll) Nun, Charteris, Paramore und Sie stehen heute dort, wo Cuthbertson und ich an einem gewissen Juliabend vor fünfunddreißig Jahren gestanden haben. Wie werden Sie's tragen?

Julia (aufgebracht): Wie er es tragen wird? Wahrhaftig, Papa, das ist zu stark. Wenn Frau Cuthbertson dich nicht gewollt hat, ist es sehr edel von dir gewesen, daraus eine Tugend zu machen und auf sie zu verzichten, genau so wie du eine Tugend daraus machtest, daß du Abstinenzler geworden bist, als Percy dir den Wein untersagte. Aber Charteris braucht meinethalben nicht tugendhaft zu sein. Ich habe ihn abgewiesen; und wenn ihm das nicht recht ist, soll er — soll er —

Charteris: Dann soll er's bleiben lassen. Ganz gewiß. Craven, Sie können sich auf mich verlassen. Ich werde es bleiben lassen. (Er schlendert gleichgültig fort und lehnt sich an den Bücherschrank, die Hände in den Taschen.)

Craven (verletzt): Julia, du behandelst mich nicht mit gebührender Achtung. Ich möchte mich nicht beklagen, aber das war keine passende Redensart.

Julia (bricht in Tränen aus und wirft sich in den großen Stuhl): Lebt irgend jemand auf der weiten Welt, der ein Gefühl für mich hat, der mich nicht für durch und durch erbärmlich hält? (Craven und Paramore eilen in der größten Bestürzung zu ihr hin.)

Craven (bedauernd): Liebes Kind! ich habe nicht einen Augenblick die Absicht gehabt —

Julia: Muß ich mich von zwei Männern verschachern und wie ein Sklave auf dem Markt von einem zum andern reichen lassen, ohne ein Wort zu meiner Verteidigung sagen zu dürfen?

Craven: Aber liebes Kind —

Julia: Oh, geht alle fort, alle. Laßt mich. Ich — oh — (Sie läßt einem Tränenstrom freien Lauf.)

Paramore (vorwurfsvoll zu Craven): Sie haben sie grausam gekränkt, Oberst Craven — grausam.

Craven: Aber das war nicht meine Absicht, ich habe nichts gesagt. Charteris, bin ich hart gewesen?

Charteris: Sie vergessen den Aufstand der Töchter, Craven. Gegen eine erwachsene Frau, die nicht Ihre Tochter wäre, würden Sie sicherlich nicht so vorgegangen sein.

Craven: Soll das heißen, daß man mir zumutet, ich solle meine Tochter so wie irgend ein fremdes Mädchen behandeln?

Paramore: Das sollten Sie sicherlich, Oberst Craven.

Craven: Nun, der Teufel soll mich holen, wenn ich das tun will. Da —

Paramore: Wenn Sie in diesem Ton fortfahren, habe ich nichts hinzuzufügen. (Er geht mit beleidigter Würde quer durch das Zimmer und stellt sich mit dem Rücken zum Bücherschrank neben Charteris.)

Julia (schluchzend): Papa!

Craven (besorgt, sich zu ihr wendend): Ja, liebes Kind —

Julia (blickt tränenden Auges zu ihm auf und küßt ihm die Hand): Mach' dir nichts daraus. Du hast es nicht bös gemeint, Papa, nicht wahr nein?

Craven: Nein, nein, mein Schatz. Komm, weine nicht.

Paramore (zu Charteris, indem er Julia voll Entzücken ansieht): Wie schön sie ist!

Charteris (die Hände emporwerfend): Oh, Gott helfe Ihnen, Paramore! (Er verläßt den Bücherschrank und setzt sich auf den Rand der Chaiselongue, der am weitesten vom Feuer entfernt ist. Mittlerweile kommt Sylvia angerückt.)

Sylvia (Julia betrachtend): Du weinst schon wieder! Nein, bist du ein weibliches Weib!

Craven: Ärgere deine Schwester nicht, Sylvia. Du weißt, sie kann das nicht vertragen.

Sylvia: Ich meine es gut mit ihr, Papa. Die ganze Welt kann doch nicht wissen, daß sie das Baby der Familie ist.

Julia: Du wirst gleich geohrfeigt werden, Sylli.

Craven: Aber, aber, meine lieben Kinder — wahrhaftig! Komm, Julia, steck dein Taschentuch ein, bevor Frau Tranfield dich so sieht. Sie kommt mit Jo.

Julia (sich erhebend): Schon wieder diese Person!

Sylvia: Ein neuer Ausbruch! Heraus damit, Julia!

Craven: Halte deinen Mund, Sylvia. (Er wendet sich gebieterisch zu Julia.) Nimm dich zusammen, Julia.

Charteris: Oh! Ein Aufstand der Väter!

Craven: Ruhig, Charteris. (Zu Julia, unwiderlegbar) Der Prüfstein auf eines Mannes oder eines Weibes Lebensart ist ihr Verhalten in einem Streit; denn jeder kann sich anständig betragen, wenn die Dinge ihren glatten Weg gehen. Du hast heute in diesem lasterhaften Klub gesagt, daß du kein weibliches Weib seist. Gut, ich habe nichts dagegen. Aber wenn du dich nicht wie eine

Dame benehmen willst, sobald Frau Transfield dieses Zimmer betritt, dann mußt du dich wie ein Gentleman benehmen, oder ich verleugne dich, so lieb ich dich auch habe, genau so, wie wenn du mein Sohn wärst.

Paramore (sich verwahrend): Oberst Craven —

Craven (ihn kurz unterbrechend): Seien Sie kein Narr, Paramore.

Julia (sich weinend entschuldigend): Ich bin überzeugt, Papa —

Craven: Hör auf zu heulen. Ich spreche jetzt nicht als dein Papa; ich spreche als dein Vorgesetzter.

Sylvia: Gutes altes Viktoria-Kreuz! (Craven wendet sich scharf nach Sylvia um, sie stürzt hinter Charteris und setzt sich sofort auf die Chaiselongue, so daß sie und Charteris Schulter an Schulter nach entgegengesetzten Richtungen schauen. Cuthbertson tritt mit Grace ein, die in der Nähe der Tür bleibt, während ihr Vater sich zu den anderen gesellt.

Craven: Ah, Jo, da sind Sie. Nun, Paramore, teilen Sie ihnen die Neuigkeit mit.

Paramore: Frau Transfield — Cuthbertson — erlauben Sie mir, Ihnen meine zukünftige Frau vorzustellen.

Cuthbertson (tritt vor, um Paramore die Hand zu schütteln): Meine herzlichsten Glückwünsche! (Paramore geht zu Grace, um ihr die Hand zu drücken.) Fräulein Craven, ich hoffe, Graces Glückwünsche werden Ihnen ebenso willkommen sein, wie die meinen. (Er pflanzt sich vor dem Kamin auf, während Grace vorwärts schreitet und auf Julias Antwort wartet.)

Craven: Das werden sie, Jo. (Julia erhebt sich langsam, macht aber nicht Miene, sich Grace zu nähern, bis der Oberst ihr in befehlendem Ton sagt) Nun, Julia?

Grace (leise, nur zu Julia sprechend): Sie haben ihm also gezeigt, daß Sie ohne ihn fertig werden können! Jetzt nehme ich alles zurück, was ich gesagt habe. Wollen Sie mir die Hand reichen? (Julia reicht ihr die Hand, mühsam, mit abgewendetem Gesicht.) Sie halten das für einen glücklichen Abschluß, Julia — diese Männer — unsere Herren und Gebieter! (Die beiden stehen schweigend Hand in Hand.)

Sylvia (indem sie sich quer über die Chaiselongue zurücklehnt, beiseite zu Charteris): Hat sie Ihnen wirklich den Laufpaß gegeben? (Er nickt zustimmend. Sie sieht ihn zweifelnd an und fügt hinzu) Ich dachte, daß Sie ihr den Laufpaß gegeben haben.

Cuthbertson: Nun, machen Sie sich aber wegen Charteris keine Gedanken, Paramore. Er ist in derselben Lage. Er ist mit Grace verlobt.

Julia (läßt Graces Hand fallen und spricht mit atemloser Angst, aber nicht heftig): Also doch!

Charteris (sich rasch erhebend): Beunruhigen Sie sich nicht. Es ist alles aus.

Sylvia (sich entrüstet erhebend): Was? Sie haben Grace auch sitzen lassen? Welche Schmach! (Sie geht aufgebracht protestierend nach der anderen Seite des Zimmers.)

Charteris (folgt ihr und legt die Hand beschwichtigend auf ihre Schulter): Sie will mich nicht, alter Junge — das heißt (sich zu den andern wendend) vorausgesetzt, daß Frau Transfield ihren Sinn nicht wieder geändert hat.

Grace: Nein, wir werden hoffentlich sehr gute Freunde bleiben, aber nichts könnte mich dazu bewegen, Sie zu heiraten. (Sie ergreift den Stuhl oberhalb des Kamins und setzt sich mit vollkommener Gemütsruhe.)

Julia: Ah! (Sie setzt sich mit einem großen Seufzer der Erleichterung.)

Sylvia (Charteris tröstend): Armer alter Leonard!

Charteris: Ja, das ist das Los des Liebhabers. Ich werde mein ganzes Leben fortfahren müssen herumzuschwärmen. Kein Heim, kein Herd, gar nichts im Sinne Cuthbertsons! Niemand will mich heiraten — oder haben Sie Lust, Sylvia?

Sylvia: Nicht daß ich wüßte, Charteris.

Charteris (zu allen gewendet): Da haben Sie's.

Craven: Sie sollten sich über diese heiligen Dinge wahrhaftig nicht lustig machen, bei meinem Leben, das sollten Sie nicht, Charteris.

Cuthbertson (am Kaminteppich): Sich darüber lustig zu machen, das ist das einzige, was er mit Ihren heiligen Dingen anzufangen weiß. Das ist die neue Richtung. Gott sei Dank, wir gehören zur alten Richtung.

Charteris: Cuthbertson, werden sie nicht symbolisch.

Cuthbertson (beleidigt): Symbolisch! Das heißt, Sie klagen mich des Ibsenismus an. Was meinen Sie damit?

Charteris: Ich meine es symbolisch. Bilden Sie sich nur nicht ein, daß Sie die alte Richtung repräsentieren. Es hat nie eine alte Richtung gegeben.

Craven (in die Mitte des Zimmers vorkommend): Darin muß ich Ihnen durchaus widersprechen und für Jo eintreten. Als ich ein junger Mann war, würde ich mich genau so wenig wie Sie benommen haben, wie ich beim Kartenspiel falsch gespielt hätte. Ich gehöre zur alten Richtung.

Charteris: Sie werden alt, Craven, und wollen sich daraus eine Tugend machen, wie gewöhnlich.

Craven: Kommen Sie jetzt, Charteris, ich hoffe, Sie sind nicht beleidigt. (Mit einem versöhnlichen Gefühlsausbruch geht er schnell auf ihn zu.) Vielleicht hätte ich das mit dem Falschspielen nicht sagen sollen. Ich nehme es zurück. (Seine Hand darbietend.)

Charteris (ergreift Cravens Hand): Ich bin nicht beleidigt, mein lieber Craven, nicht im geringsten. Ich hatte nicht die Absicht, auch nur den kleinsten Aerger zu zeigen. Aber (beiseite, nachdem er sich umgesehen hat, ob die anderen zuhören) bedenken Sie nur einmal! — der Anblick des glücklichen Nebenbuhlers!

Craven (laut, entschlossen): Charteris, nun müssen Sie sich wie ein Mann benehmen. Ihre Pflicht liegt klar vor Ihnen. (Zu Cuthbertson) Habe ich recht, Jo.

Cuthbertson (fest): Das haben Sie.

Craven (zu Charteris): Gehen Sie schnurgerade auf Julia zu und beglückwünschen sie. Und tun Sie das wie ein Gentleman, lächelnd.

Charteris: Oberst, das will ich. Nicht ein Muskel soll meinen inneren Kampf verraten.

Craven: Julia, Charteris hat dir noch nicht gratuliert. Er will es jetzt tun. (Julia erhebt sich und richtet einen gefahrdrohenden Blick auf Charteris.)

Sylvia (schnell hinter Charteris flüsternd, während er im Begriff steht, vorwärtszugehen.) Nehmen Sie sich in acht. Sie wird Sie schlagen. Ich kenne sie. (Charteris bleibt stehen und blickt Julia, die Situation erwägend, vorsichtig an. Sie betrachten einander einen Augenblick lang unverwandt. Grace erhebt sich sanft und tritt dicht neben Julia.)

Charteris (über seine Schulter hinweg, Sylvia zuflüsternd): Ich will's riskieren. (Er geht vertrauensvoll auf Julia zu.) Julia! (Er reicht ihr freundlich lächelnd die Hand.)

Julia (erschöpft, indem sie sich herbeiläßt, sie zu nehmen): Sie haben recht. Ich bin ein wertloses Weib.

Charteris (triumphierend und heiter widersprechend): Oh, warum nicht gar!?

Julia: Weil ich nicht tapfer genug bin, Sie zu töten.

Grace (nimmt sie, während sie halb ohnmächtig hinsinkt, von ihm fort in die Arme): Oh nein. Man soll niemals aus einem Liebhaber einen Helden machen. (Charteris schüttelt belustigt und ungerührt lachend den Kopf. Die übrigen blicken mit Besorgnis, ja sogar mit etwas Ehrfurcht Julia an, weil sie zum ersten Male den Hauch eines echten, heftigen Kummers fühlen.)

Ende.

Die Briefe des Zurückgekehrten.

Der dritte.

9. Mai 1901.

Denke nicht, daß ich ihre Leistungen nicht achte. Aber daß die Deutschen arbeiten, davon ist die Welt voll: Da ich heimkam, dachte ich zu sehen, wie sie leben. Und ich bin da, und wie sie leben, sehe ich nicht; und ich sehe, wie sie leben, und es freut mich nicht. Sie sind reich und sie sind arm und du stößest dich an den Armen und den Reichen und nicht das eine und nicht das andere giebt einen reinen Klang. Es giebt Vornehme und es giebt Subalterne, es giebt Anmaßende und es giebt Demüthige, es giebt Gelehrte und es giebt, die vom gestrigen Zeitungsblatt leben; und die einen puffen, die andern ducken sich, die einen dünken sich was, die andern genieren sich: aber es giebt Alles keinen reinen Klang. Sie haben ein Oben und Unten, ein Besser und Schlechter, ein Gröber und Feiner, ein Rechts und Links, ein Füreinander und Gegeneinander, und bürgerliche Verhältnisse und adelige Verhältnisse und Universitätskreise und Finanzkreise: aber was in dem allen fehlt, ist eine wahre Dichtigkeit der Verhältnisse: es hakt nichts ins andere ein — es ist irgend etwas nicht drin, wofür ich dir den Kunstausdruck nicht zu finden weiß, was aber doch im englischem Wesen drin ist, so grandios und vielfältig es ist, und im Maoriwesen drin ist, so kindisch und kunstlos dieses ist: das Gemeinschaftbildende, all das Ursprüngliche davon, das was im Herzen sitzt. Freilich — vielleicht irre ich — das sage ich mir immer — vielleicht ist es mit diesen Dingen wie mit einem Vexierschloß: vielleicht muß man, um dieser vielgespaltenen Welt gerecht zu sein, eine innere Vorbereitung besitzen, eine

Bildung. Und Bildung, im europäischen, im heutigen Sinn habe ich nicht — aber dennoch gerade in diesen Dingen, da stellt sich mir aus dem wenigen was ich je gelernt habe, was mir da und dort hängen geblieben ist, im Innern immer etwas auf, um was ich nicht herum kann: wie sie, sterbende Männer und Jünglinge, — in den lateinischen und griechischen Büchern, Bruchstücken von Büchern, die man uns Schulbuben zu lesen giebt — in ihrem Blut, am Abend der Schlacht, den Namen der Vaterstadt vor sich hin riefen, in Triumph und Todesfestigkeit an dem Klang sich weideten: Argos meminisse juvabat — woher ist der Brocken? Was hat dies alles mit dieser Welt zu thun, mit hier, mit heute, mit mir? und dennoch, dennoch: so sagte ich: „Deutschland!“ vor mich hin — nicht das Wort vielleicht, aber die Seele des Worts! So sagte ich „Deutschland!“ vor mich, solange ich ferne von Deutschland war. Und dann: da hatte mein seliger Vater in Gebhartsstetten eine Mappe mit Kupferstichen des Albrecht Dürer. Wie oft zeigte er uns das, mir und meiner Schwester und meinem Bruder, die beide so früh starben. Wie vertraut und fremd zugleich waren mir die alten Blätter, wie zuwider und wie lieb zugleich! Die Menschen, die Ochsen, die Pferde wie aus Holz geschnitzt, wie aus Holz die Falten ihrer Kleider, die Falten in ihren Gesichtern. Die spitzen Häuser, die geschnörkelten Mühlbäche, die starren Felsen und Bäume, so unwirklich, überwirklich. Manchmal quälte ich den Vater, er solle die Mappe bringen lassen. Und manchmal war ich nicht dazu zu bringen, noch ein Blatt mehr zu sehen, lief mitten drin fort und wurde gescholten. Ich könnte es auch heute nicht sagen, ob mir die Erinnerung an diese schwarzen Zauberblätter lieb und kostbar oder verhaßt ist. Aber nahe gingen sie mir, in mich hinein drang eine Gewalt von ihnen und ich glaube, ich werde auf dem Todtenbett noch sagen können, was für einen Hintergrund das Meerwunder hat oder der Einsiedler mit dem Todtenschädel. „Das ist das alte Deutschland“ sagte mein Vater und das Wort klang mir fast schauerlich und ich mußte an einen alten Menschen denken, wie solche in den Bildern waren, und um zu zeigen, daß ich Geographie gelernt hatte und die Welt begriff, fragte ich: „Giebt es auch ein Buch, wo man das alte Oesterreich drin sehen kann?“ Da sagte mein Vater: „Dies hier unten ist wohl Oesterreich“ (die Bibliothek war im Thurmzimmer, und drunten lag das Dorf und die Hügel und da und dort die kleinen Wäldchen, die den Gemeinden und den einzelnen Bauern gehören, und zwischen den Hügeln der gewundene Fluß und die weiße Straße und in der Ferne die blauen Weinberge über den großen dunkelnden fernen Wäldern) „und wir sind Oesterreicher, aber wir sind auch Deutsche und da das Land immer zu den Menschen gehört, die darauf wohnen, so ist hier auch Deutschland.“ Das machte eine Art von Verbindung zwischen den Bildern in der Mappe und dem leuchtenden Land, in dessen Erde ich mich einwühlte, Maulwürfen nach oder glitzernden Steinen, in dessen Wassern und Tümpeln ich badete, dessen ganzen Duft ich in mich sog, wenn ich hoch auf dem Heuwagen, flach geduckt neben der Stange, durchs Scheunenthor fuhr. Diese Verbindung einer Wirklichkeit mit einem Eindruck von Bildern, einem halben Schrecken, einer Art von Alp war seltsam genug. Aber seltsam und auch tief sind alle Dinge, die uns in der Winterzeit widerfahren. Mit bewußten Gedanken dachte ich freilich nicht an die alten Figuren, wenn ich mit den Knechten Heu machen ging oder mit den Dorfbuben fischen und krebsen, auch nicht wenn ich Sonntags am Altar ministrierte und hinter mir aus den Bänken die bäuerischen Stimmen emporbrangen und stark an das lichte Gewölbe schlugen und die Orgel dareinfuhr und der Schall

wie ein Gießbach, aber kein irdischer, mir im Rücken herabstürzte, und noch weniger, als ich dann die Liebschaften aller Mädeln wußte und halb scheu, halb frech abends um die Fenster strich und zugleich bei den Alten mich einschmeichelte und mit ihnen den neuen Wein kostete — aber unbewußt bevölkerte ich doch mit den Schattengeberden dieser überwirklichen Ahnen die einsamen Stellen im Walde, die Halde mit den großen Steinblöcken, den halbzerfallenen Kreuzgang hinter der Kirche, der viel älter war als die freundliche kleine Kirche selber und die immer dämmernden Ecken in den großen Stuben der großen Bauernhöfe, wo die Urgroßmutter oder ein gelähmter Alter saßen, oder noch zu sitzen schienen, wenn wir sie auch im vergangenen Herbst begraben hatten und Asternkränze, weiß, lila und roth, auf den Sarg geworfen. Das Gehaben jener mit den überstarken Geberden, die nicht mehr da waren, ging doch zusammen mit dem Gehaben derer, mit denen ich aß und trank und in den Birnbaum stieg und die Pferde schwemmte und zur Kirche ging, so wie die alten Geschichten von Räubern, Einsiedlern und Bären zusammengingen mit der Landschaft, so wie die Legende von der Pfalzgräfin Genovefa in mir zusammenging mit dem blonden Engelsgesicht der schönen Fleischhauerstochter Amalie.

Es war alles anders in den alten Bildern als in der Wirklichkeit vor meinen Augen: aber es klaffte kein Riß dazwischen. Jene alte Welt war frömmer, erhabener, milder, kühner, einsamer. Aber im Wald, in der Sternennacht, in der Kirche führten Wege zu ihr. Die Geräthe waren nicht die gleichen, die Trachten waren sonderbar und die Geberden waren über die Wirklichkeit. Aber ich weiß nicht welches Tiefste im Gehaben, das noch hinter den Geberden ist: das Verhältnis zur Natur, daß ich es mit einem solchen dünnen Worte sage, das Verhältnis zum Leben: wie weit es Entgegenstemmen ist und wie weit Sichfügen, wo Auflehnung hingehört und wo Ergebung, wo Gleichmut am Platze ist und eine trockene Rede und wo Uebermut und Lustbarkeit: dies Wesentliche, dies Wirkliche hinter dem Alltäglichen, dies was die schlichten Handlungen des Tages aus dem Menschen heraustreibt wie es aus dem Baum sein Rauhes und sein Süßes hervortreibt, Rinde und Blatt und Apfel — dies, dies hat meine Welt, wie jene Blätter es wissen, das weiß ich heute und wußte es damals: denn es lag in mir, daß ich das Wirkliche an etwas in mir messen mußte und fast bewußtlos maß ich an jener schreckhaft erhabenen schwarzen Zauberwelt und strich alles an diesem Probierstein, ob es Gold wäre oder ein schlechter gelblicher Glimmer.

Und vor den Richterstuhl dieser Kindereien, von denen ich im Innersten nicht los kann, schleppe ich das große Deutschland und die Deutschen des heutigen Tages, und sehe daß sie mir nicht bestehen und komme nicht darüber hinweg.

Ich meinte, heimzufahren, und für immer, und nun weiß ich nicht, ob ich bleiben werde. Hättest du noch deinen überseeischen Posten und nicht London, wo ich nicht sein möchte — kann sein ich käme zu dir, mein Lieber. Denn ich habe wenig Menschen auf der Welt — „wenig“ ist eine Beschönigung, ich habe niemanden. Es ist das erste Mal eigentlich, daß mir dies so auf die Seele fällt. Und ich möchte in diesem Deutschland nicht sterben. Ich weiß, ich bin nicht alt und bin nicht krank — aber wo man nicht sterben möchte, dort soll man auch nicht leben.

Früher dachte ich immer, es würde mich so unversehens mitten aus dem hastigen Leben wegnehmen, und dazu ist jeder Ort gut. Das große Spital in Montevideo mit den großen Spinnen oben an der Decke und den vielen delirierenden Menschen in den Betten

und der einen unglaublich schönen spanischen Nonne, deren Gesicht dahin glitt über all den emporgeworfenen sterbenden Gesichtern wie der sanfte Mond, — und das schöne reinliche Lazarett in Serrabaja mit den Bäumen so voll der herrlichsten kleinen Vögel vor den Fenstern —, und sonst noch ein paar Plätze von seltsamem vorbedeutenden Gesicht: stiller tückischer Rand eines gelben Sumpfes, stiller kleiner Platz im Wald, stiller Hang unwegsamer grauer Klippen — aber nun habe ich den Glauben, es wird anders geschehen, in Ruhe, in eigenem Bette, vielleicht in Langsamkeit. Da stelle ich mir ein Bereitsein vor, ein Gesammeltsein. Und hier ist niemand gesammelt, niemand zum Letzten bereit. Blicke stelle ich mir vor, letzte Blicke durch ein friedliches Fenster ins Freie. Nein, hier dürfte es nicht sein. Hier ist es nicht heimlich. Wie in einer großen ruhelosen freudlosen Herberge ist mir zumuthe. Wer möchte in einem Hotel sterben, wenn es nicht sein muß.

Doch weiß ich noch nicht, wohin ich will. Auch ist vorher so Manches abzuwickeln und Oesterreich will ich jedenfalls vorher noch einmal wiedersehen. Ich sage „vorher", denn ich denke schwerlich, dort zu bleiben.

Hugo v. Hofmannsthal.

Rundschau

Marginalien.

Am 24. August feierte Doktor Adolf Wilbrandt seinen siebzigsten Geburtstag. In allen Zeitungen Artikel, die mit der Elle zu messen sind, und der Honig wird üppiger verschwendet als einst zu Kanaan. Einer, auf den wir uns besonders viel einbilden dürfen; der vorwärts weist, staunenden Augen neue Lebensseiten zeigte, Romane und Dramen mit gleicher Genialität zu schaffen vermochte. So ists recht: ehrt eure deutschen Meister! Ernsthaft: die üble Sitte, pünktlich auf den Kalendertag jeder belanglosen Mittelmäßigkeit mit einem Lobsprüchlein aufzuwarten und eine Weihrauchpfanne abzubrennen, ist, wie es scheint, im Lande der stillen Grübler nicht mehr auszurotten. Wie Könige werden die Kärrner geehrt. Und daß bei so wichtigem Anlaß der Kanzler (leider mit Gattin) in der Schar der öffentlich Begeisterten nicht fehlen darf, versteht sich; Beide sind dem Meister von Rostock ja seit Langem befreundet. Die Kanzlerepistel ist, wie fast Alles, was Seine Durchlaucht schreibt und spricht, ohne den Reiz individueller Färbung, nicht bedeutend im Inhalt, nicht schön in der Form. „Mit euch Herr Doktor zu spazieren, ist ehrenvoll und bringt Gewinn." ... Der Brief der Fürstin:

„In meinem Besitze befindet sich eine kleine wertvolle Ausgabe des „Faust", die folgende Widmung trägt:

Der deutschesten Italienerin zur Erinnerung an die Kostümprobe des dritten Faust-Abends und die Vollendung ihrer Deutschwerdung.

Der Freund, der mir in Wien zu Weihnachten 1882 diesen Band verehrte, heißt Adolf Wilbrandt. Ihm verdanke ich es nächst dem großen Genius Richard Wagners, wenn ich im Fühlen und Denken vollkommen deutsch geworden bin, wenn ich nichts Größeres kenne als deutsche Musik, deutsche Dichtkunst, deutsche Philosophie. Adolf Wilbrandt war es, der mich immer wieder zu Goethe und Schiller führte, der mich mit Kleist und Hölderlin bekannt machte, mir die Schätze der deutschen Lyrik erschloß und mich in die ernsten Hallen der deutschen Philosophie geleitete. Dank und Glückwunsch heute dem lieben Freund und treuen Künder deutschen Geistes!

Berlin, 7. Juli 1907.

Marie Fürstin Bülow
geb. Prinzessin Camporeale.

Nun wissen wir wenigstens, wem wir die philosophischen Entgleisungen Seiner Durchlaucht zu danken haben.

*

Am 12. Juli citierte ich hier aus Hegels Rechtsphilosophie den Satz: „Man fordert mit Unrecht objektive Eigenschaften an dem Monarchen. Es ist bei einer vollendeten Organisation des Staates nur um die Spitze formellen Entscheidens zu thun und um eine natürliche Festigkeit gegen die Leidenschaft. Er hat nur Ja zu sagen und den Punkt auf das J zu setzen. Denn die Spitze soll so sein, daß nicht die Besonderheit des Charakters das Bedeutende ist." Der Kreuzzeitung liegt das Citat schwer im Magen, und, nachdem sie rasch aus der „Zukunft" das — ebenfalls aus der Rechts-

philosophie stammende — Hegelwort über den Charakter der „Oeffentlichen Meinung“ abgeschrieben hat, begleitet sie seine Erwähnung mit dem netten Satze: „Eine neugegründete Wochenschrift, der von Georg Brandes, Richard Muther u. a. herausgegebene „Morgen“, beschäftigt sich auch reichlich mit unserer inneren Politik, und zwar in der Absicht, an der heutigen Politik alles schlecht zu finden. Daß auch wir diese mit vielen Wünschen und Bedenken begleiten, wissen unsere Leser. Aber es berührt uns doch seltsam, daß eine uns zufällig vorliegende Nummer der sonst uns kaum interessierenden Zeitschrift mit langen Zitaten aus Hegel, Bismarck und Treitschke gespickt ist, und zwar sind es die reaktionärsten Gedanken des alten preußischen Staatsrechtsphilosophen und die kräftigsten Aussprüche Bismarcks und Treitschkes über eine rücksichtslose Realpolitik, die heute Beifall finden.“ ... Reizend. Der Vorwurf reaktionärer Gesinnung macht sich bei der Kreuzzeitung sicher gut. Noch besser, daß sie in dem Citat einen der „reaktionärsten Gedanken des preußischen Staatsrechtsphilosophen“ sieht.

*

Swinemünde. 1890: Bismarck wird aus dem Amt gedrängt und einer der Hauptgründe ist, daß Wilhelm II. seine Russen-Politik nicht mehr mitmachen will. 1891: Alexander der Dritte fährt im September durch Berlin, sucht den Deutschen Kaiser aber nicht auf. Als Hohenlohe Den fragt, wie er jetzt mit dem Moskowiter stehe, hört er die Antwort: „Gar nicht. Er ist hier durchgereist, ohne mich zu besuchen, und ich schreibe ihm jetzt nur konventionelle Briefe“. Alexander starb, Nicolaus der Zweite kam. 1895: Zusammensein mit Wilhelm in Breslau. Am 6. September wird Hohenlohe von Nicolai Alexandrowitsch empfangen. Aus der Chronique scandaleuse: „Gegen die Politik der englischen Regierung sprach Seine Majestät das entschiedenste Mißtrauen aus. J'aime beaucoup l'Angleterre et les Anglais qui me sont sympathiques, mais je me méfie de leur politique. Man habe ihm gesagt, daß die englischen Staatsmänner ihn bei Gelegenheit seines Besuches zu Abmachungen einfangen wollten. Als ich erwiderte, daß die englische Verfassung und die Rücksicht, welche die englischen Staatsminister auf die wechselnde Meinung zu nehmen hätten, es unmöglich mache, Verträge mit England zu schließen, stimmte er mir lebhaft bei.“ (Und heute?) 1897: Der Zar, der in Darmstadt sitzt, weigert sich, den Großherzog von Baden zu empfangen, kann den Deutschen Kaiser aber nicht ebenso behandeln und empfängt ihn in frostigster Zurückhaltung. Weder bei der Ankunft noch bei der Abfahrt geht er an die Bahn, wohl aber, um Herrn Chulalongkorn, Siams bronzener Majestät, die üblichen Ehren zu erweisen, zweimal. Kurz vorher war Wilhelm in Petersburg gewesen, ein paar Tage nach ihm Herr Felix Faure („Le bon tanneur s'apprête à jouer en pompe le Bourgeois Gentilhomme aux yeux de toute l'Europe amusée“, spottete Clemenceau), der bei der Rückkehr in Paris an den Häuserfaçaden in Lämpchenschrift die Gleichung 1+1=3 findet. Die Deutung war nicht schwer und wurde auch von uns verstanden. 1901: Wilhelm und Nicolaus treffen sich auf der Danziger Reede. Die Anregung ging von uns aus; der Zar wollte zu Herrn Loubet. Aus der französischen Presse hagelt es Angriffe über den Rhein, und nebenher gehen erregte Erörterungen über den Wert des französisch-russischen Bündnisses, die von Osten in russischer Deutlichkeit erwidert werden. 1902: Begegnung in Reval; die Anregung geht natürlich von uns aus. 1903: Begegnung in Wiesbaden; die Anregung geht von uns aus. Um zu schwichtigen, fährt kurz vorher Graf Lamsdorff nach Paris; mit der von dem unruhig gewordenen Oestreich durch Herrn Lexa von Aehrenthal abgeschlossenen Mürzsteger Convention in der Tasche. 1905: Björkö. Keiner zweifelt, daß die Anregung von uns ausging. Unliebsamste Commentare ringsum. Der Kaiser beteuert dem Zaren, die Marokkoaffaire „conciliant“ erledigen zu wollen. 1907: Swinemünde. Triumphgesang: einem Herzensbedürfnis des Herrn aller Reußen wird willfahrt. Am 10. August versichert der Temps hochoffiziös, daß Nicolaus einem vom Kaiser geäußerten Wunsche gefolgt, die Anregung also wieder von uns ausgegangen sei. Bis heute wartet der Deutsche vergebens auf ein Dementi. Quousque tandem?

*

Wilhelmshöhe. Die deutsche Presse wird von den Feierlichkeiten mit verletzender Rücksichtslosigkeit fern gehalten, und nur vier englische Journalisten dürfen der Kußpantomime und ähnlichen interessanten Vorgängen beiwohnen. Leute von Charakter hätten ihre Koffer gepackt und die für Deutsche exclusive Herrlichkeit mit keinem Wort erwähnt, wie der einfachste Anstand und die Selbstachtung es befahlen. Anstand? Bei „verkommenen Gymnasiasten“? Selbstachtung? Bei Leuten, die täglich in Hamannschen Alexandrinern politisiren? Giebts nicht. Spalten-, seitenlange Stimmungsberichte, mit Feststellungen, die jeden Mißbeliebten auf die Festung brächten. Und das Schönste: stockernst versichern aufrechte Demokraten, der Kaiser könne von dem Lockout keine Ahnung gehabt haben. Ein Wort ernsthafter Kritik wird nicht gewagt. Zuerst wird der Oberhofmarschall angerüffelt und, als an der Autorschaft des Erlasses nicht mehr

zu zweifeln war, erklärt, die Ordre des Kaisers müsse mißverstanden sein. Männerstolz vor Königsthronen. Jeder weiß, wie der Kaiser von der deutschen Presse denkt, weiß, wie falsch das Bild ist, das er sich von ihr macht. Doch da die Herren selber sich alles bieten lassen, machen sie's dem Wollenden leider unmöglich, für sie einzutreten. So gehts, wenn man sich als Werkzeug wegwirft. Zur Bereitung nationaler Wahlen: herzlich willkommen. Sie Unter den Linden zu grüßen, verlangen sie selbst in ihren kühnsten Träumen nicht.

Karl Schnitzler.

* * *

Der unsterbliche Zar. Wenn man als Gesellschaftsspiel oder als Zeitungsenquete in engerem oder weiterem Kreise die Frage aufwerfen wollte, welcher der jetzt lebenden Souveräne historisch „unsterblich" sein werde, so würde Zar Nikolaus wohl die wenigsten Stimmen erhalten. Denn selbst die Wohlwollendsten plädieren, wenn sie von seiner Persönlichkeit und seiner Regierung sprechen, nur auf mildernde Umstände. Sein guter Wille wird mit Achselzucken anerkannt, und wenn man einen Monarchen seiner Absichten wegen lobt, ist er schon verurteilt. Il ne sait pas toujours ce qu'il veut, mais il le veut bien. Nun glauben wir zwar, daß die Schwierigkeit, Rußland zu regieren, doch in dem artigen und geduldigen Deutschland recht erheblich unterschätzt wird, aber wir wollen ohne weiteres zugeben, daß Nikolaus ein Mann von schmächtigem Wuchs ist, den mehrere seiner gekrönten Kollegen um Haupteslänge überragen.

Da ist es nun wunderlich, daß gerade er von allen Souveränen Europas am meisten Chancen hat, unsterblich zu werden. Freilich wird kein Geschichtsschreiber im Hinblick auf ihn die von antiker Würde geweihten Worte sprechen können, die Mommsen über Cäsar sprach: „Für das, was wir Ewigkeit nennen, steht er aufrecht!" Denn er stand ja niemals aufrecht und ist keiner von denen, die das Leben wie ein Banner tragen, er trägt es wie eine schwere Last und wandelt wie gebeugt dem letzten Ziele und . . . der Unsterblichkeit entgegen. Niemand wird ihm „Größe" zuzusprechen wagen, jene Größe, die nach Jakob Burckhardt ein Mysterium ist. In seinem Wesen ist nichts Geheimnisvolles. Napoleon, der oft — und meist sehr einsichtsvoll — über sich selbst plauderte, hat einmal gesagt: „je suis une parcelle de rocher lancée dans l'espace." Wie sehr er sich als elementare Kraft und daher als unwiderstehlich empfand, ist mit diesen Worten wundervoll konzis umschrieben. Aber auch das liegt in seinen Worten, daß er sich selbst ein Rätsel blieb. Ueber dieses Rätsel werden vermutlich noch viele Generationen grübeln. Im Zaren Nikolaus ist dies irrationale Element, das ja natürlich jeder menschlichen Individualität innewohnt, sehr viel schwächer ausgeprägt. Er überrascht und überwältigt nicht. Er ist, wie Baumgarten, ein „bescheidener Mann" und in diesem Sinne eine durchaus nicht unsympathische Erscheinung; nur freilich ist er dem Anspruch der Schicksalsstunde, die seinem Reiche schlug, nicht gewachsen, und darum sieht die Mitwelt den Monarchen, der in ruhigen Zeiten als ein Durchschnittsherrscher gegolten hätte, als einen ohnmächtigen Schwächling.

Die Weltgeschichte fragt nach dem Geschehen. Mag der einzelne Historiker mit sauberer Sorgfalt die Grenzen dieser und jener Monarchenindividualität festlegen und sie mit Rücksicht auf ihre mannigfaltigen Aeußerungen höher oder geringer bewerten, schließlich entscheidet doch das Moment, das seine Aera geschaffen hat . . . wenn sie auch nur dem Namen nach „seine" Aera ist. Der persönliche Reiz verblaßt, und nur die Tat bleibt bestehen. Und vielleicht wird es dem Enkel scheinen, als sei die Regierungszeit Nikolais des Zweiten an solchen Taten überreich gewesen. Erstens: der Zar hat die Friedenskonferenz ins Leben gerufen. Das gilt heute den „Realpolitikern" aller Länder als ein höchst fragwürdiges Verdienst; es ist aber nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich, daß man es in fünfzig, in hundert Jahren sehr viel höher einschätzen wird. Als das Manifest erschien, das zum erstenmal von einem der mächtigsten Throne der Welt die frohe Botschaft verkündete, spotteten kühle Köpfe über den Enthusiasmus, den es erregte. Die kühlen Köpfe behielten für absehbare Zeit recht, aber der Enthusiast darf erwidern: „Ich kann warten!" Vielleicht wird man in hundert Jahren den genialen Fernblick und die mutige Initiative des Monarchen preisen und alle die Epitheta wiederholen, die die ersten Leitartikler so verschwenderisch auf den Friedenspfad des Zarerlösers streuten. Die Motive, die Nebenumstände, die Gehilfen, das alles verschwindet, denn die Geschichte kann schließlich trotz aller Spezialisierung doch nur en bloc sehen. Die Tat bleibt. Ja, was eigentlich nur ein zager, schwächlicher, tastender Impuls war, erscheint im Pathos der zeitlichen Distanz als ein aus einem Jovishaupt in einem einzigen Schöpfungsakt erzeugter, zu athenischer Vollkommenheit geborener Koloß.

Zweitens, in der Geschichte wird Nikolaus der Zweite derjenige Herrscher bleiben, der Rußland in die politische Entwicklung des Westens hinüberführte. Wie wenig er wirklich Führer war, das wird in Folianten und Monographien dargestellt werden. Dem Bewußtsein der Mensch-

heit aber wird sich das Faktum einprägen, daß Nikolaus der Zweite seinem Lande eine Verfassung gab. Wenn er nun gar auf dem Throne und eines natürlichen Todes sterben sollte, dann wird es auch nicht an Gelehrten fehlen, die diese Verfassung — formell mit Recht — als ein „Gnadengeschenk der Krone" darstellen, und die Gestalt des Zaren wird noch wachsen. Der Geist der Geschichtsschreibung wird ja, von einzelnen Ausnahmeerscheinungen abgesehen, noch lange der der Heroenverehrung bleiben und dem Monarchismus noch manche Legende weben. Wie dem auch sei, der Krieg mit Japan ist eine Lappalie neben der Tatsache, daß Rußland ein Parlament erhalten hat.

Drittens, unter der Regierung Nikolais des Zweiten wurde die transasiatische Eisenbahn erbaut, und vermutlich wird unter ihr auch noch Amerika mit Sibirien verbunden werden. Der Zar hat zwar einstweilen die Genehmigung zum Bau der Eisenbahn und des unterseeischen Tunnels verweigert. Aber wollen wir wetten, daß er sie bald erteilen wird? Das ist ja gerade die ironische Nuance seines Wesens und seines Schicksals, daß er immer wollen muß. Wer will es leugnen, daß Rußland Welten erschließt, Welten verbindet? Wer will behaupten, daß ein anderer heute lebender Souverän gleich Großes, gleich Fernwirkendes von seiner Regierungszeit rühmen könne, wie es dem Zaren beschieden war? Dieser unscheinbare, vielleicht sogar schwache Mensch bleibt vor der Geschichte die Verkörperung seines Volkes, der nationale Repräsentant seiner Zeit. Das Weltgericht der Weltgeschichte treibt eben auch Klassenjustiz. Nikolaus hat Chancen für die Unsterblichkeit, und doch ist es fraglich, ob man mit Fug von ihm sagen dürfte: ein Philister ist er nicht!

Eduard Goldbeck.

Doktor Eisenbart. Die deutschen Geldverhältnisse sind heute außerordentlich mißliche, darüber ist alle Welt sich einig. Ein Bankdiskont von $5^1/_2$ Prozent im Hochsommer ist etwas Ungewöhnliches selbst für den, der sich darüber klar ist, daß Zeiten der Geldknappheit immer mit Tagen des Geldüberflusses abgewechselt haben und immer mit ihnen abwechseln werden, solange die Geldnachfrage sich dem Geldvorrat anpassen muß, und nicht umgekehrt. Es muß also heute ein ganz abnormes Mißverhältnis zwischen dem angebotenen und dem gesuchten Gelde bestehen. In solchem Falle liegt es nahe, die Schuld auf der Seite des Geldangebots zu suchen und nach Mitteln auszuspähen, wie man verborgene Geldmengen aus ihren Verstecken hervorlocken könnte. Als probatestes Mittel hierzu ist augenblicklich der Scheck modern. Aber man kann die Schuld an herrschendem Geldmangel auch auf der Seite der Geldnachfrage suchen. Nicht in dem Sinne, daß man den Leuten, die gewohnt sind, ihr Betriebskapital durch große Kredite zu ergänzen, ein Halt zuruft: Es gilt ja als Axiom, daß jeder Kaufmann Anspruch auf einen bestimmten, mit dem Umfange seiner Geschäfte wachsenden Kredit hat. Aber man argwöhnt, daß sich neben diesem legitimen ein illegitimer Kreditbegehr breit macht und jenem das verfügbare Geld wegschnappt. Die berufsmäßigen Vermittler, die für die ordnungsmäßige Verteilung des angebotenen Geldes zu sorgen haben, sind nun die Banken, und jeder Argwohn, den die öffentliche Meinung hinsichtlich der falschen Verwendung des Geldes hegt, verdichtet sich zu einem Vorwurf gegen sie. Der Ankläger ist dann auch schon seit langem geschäftig: Die Banken haben zuviel Geld an die schwere Industrie fortgegeben, sie haben das Geldbedürfnis exotischer Staaten auf Kosten des Inlands befriedigt, sie haben für amerikanische Bahn-Bonds und Finanztratten die Summen übrig gehabt, die jetzt der heimischen Volkswirtschaft fehlen. Das sind dieselben Vorwürfe, die während jeder Hochkonjunktur und des sie begleitenden Geldmangels erhoben werden. Sie haben ohne Zweifel einen Kern sachlicher Berechtigung. Aber bemerkenswerterweise sind diejenigen, welche die allerwuchtigsten Steine gegen die Banken schleudern, in der Regel Leute, die noch niemals in der Lage waren, für hundert Millionen Mark Depositengelder und ebensoviel Eigenkapital eine anständige Verzinsung herauswirtschaften zu müssen. Die Ankläger zerbrechen sich nicht den Kopf darüber, was ein Bankdirektor in stillen Zeiten mit dem ihm gerade dann sehr reichlich zufließenden Gelde macht; und es ist nicht ihre Sorge, wie er es anfängt, mit Mühe gewonnene auswärtige Beziehungen abzubrechen, sobald das Inland nach Geld schreit und der Diskont ins Steigen kommt. Praktiker, die wissen, daß große Kapitalien sich schwer verzinsen lassen, und daß man Kapitalien nicht wie ein Fuder Heu von einem Platz zum andern werfen kann, ohne wichtige Interessen zu gefährden, spielen nur sehr selten den Ankläger. Um so mehr Beachtung verdient es, daß jetzt der Präsident der Preußischen Zentralgenossenschaftskasse, Dr. Heiligenstadt, die Regierung gegen die Banken scharf macht. Der Leiter der Preußenkasse ist selbst Bankfachmann. Er leitet zwar sein Institut mehr schlecht als recht und disponiert über die ihm anvertrauten Staatsgelder in Kopfschütteln erregender Weise. Aber er gilt höheren Orts als sachverständig; und das ist schließlich das Entscheidende. Er wird demnächst ein Buch über die Geldnot und die Mittel zu ihrer Beseitigung erscheinen lassen und hat einem Vertreter der „Neuen Freien Presse" einen Auszug daraus zur Verfügung gestellt. Aus

diesem Auszuge ergibt sich, daß er in der Hauptsache die deutschen Großbanken für die Geldkalamität verantwortlich macht, und daß er eine Rettung aus der Not nur in einer ganzen Kette von Gesetzesvorlagen erblickt. Er fordert nicht weniger als drei Gesetze: ein Depositenbankgesetz, eine Notenbankgesetznovelle und ein Gesetz für die Verstärkung der Betriebsfonds des Reichs. Daraus ergibt sich schon, daß es sich um eine gründliche Umwälzung, gewissermaßen um eine „Pferdekur" handelt.

Die Disposition über das Volksvermögen muß den Banken entzogen und soweit als möglich in die Hände der Reichsbank gelegt werden. Das ist die Quintessenz der Heiligenstadtschen Forderungen. Die Banken haben es aber auch gar zu toll getrieben: Sie haben die ganzen Jahres-Ersparnisse der Bevölkerung so gründlich festgelegt, daß das volkswirtschaftliche Betriebskapital im letzten Jahrzehnt nicht die geringste Verstärkung, wahrscheinlich sogar eine Verminderung erfahren hat. Das beweist Heiligenstadt mit spielender Leichtigkeit. Der jährliche Kapitalszuwachs in Deutschland macht nach ihm $3^3/_4$ Milliarden aus. Zwei Milliarden sind für Bauten verwandt, über $2^1/_2$ Milliarden (im Durchschnitt der letzten drei Jahre) durch Gründungen und Emissionen absorbiert worden. Man hat also weit mehr Kapital festgelegt, als das deutsche Volk erübrigt hat, und das Geld, das die Inhaber von Depositenkonten und laufenden Rechnungen zu den Banken getragen haben, ist grundfalsch angelegt worden. Neben diesem direkten Beweis liefert Heiligenstadt noch einen indirekten. Er weist nämlich nach, daß der starken Steigerung aller Verkehrsvorgänge keine gleichwertige Steigerung des nationalen Betriebskapitals gegenübersteht, und operiert auch hier mit Zahlen und Prozenten: Der Außenhandel ist in den letzten zehn oder zwölf Jahren um 70 Prozent, das veranlagte Einkommen in Preußen um 80 Prozent, die Eisenbahn-Einnahme um 63 Prozent gestiegen. Dagegen beträgt der durchschnittliche Barbestand der Reichsbank im letzten Jahrzehnt nur 1,7 Prozent mehr als im vorhergehenden Jahrzehnt. Und die leicht greifbaren Anlagen der Privatbanken, also das eigentliche Betriebskapital der Nation, ist sogar von 50 Prozent der Depositen auf 37 Prozent zurückgegangen. 63 Prozent haben also Verwendung in festen Anlagen gefunden. Hier liegt nach Heiligenstadt die Ursache der Störung des Geldmarktes.

Der Name Heiligenstadt hat, wie gesagt, einiges Gewicht. Seine drakonischen Vorschläge zur Reglementierung des Geldverkehrs liegen überdies zum Teil in einer Richtung, die der Regierung zusagt, und zum Teil in einer Richtung, die dem Reichsbank-Präsidenten gefällt. Und das Ganze muß, da es sich so hübsch auf Zahlen aufbaut und einen sehr gelehrten Eindruck macht, auf eine Normal-Volksvertretung ungefähr so wirken, wie s. Zt. die gelehrten Abhandlungen über den Börsen-Terminverkehr und die Differenzgeschäfte gewirkt haben, die dann zu dem famosen Börsengesetz führten. Deshalb ist es zur Verhütung ähnlich unheilvoller Gesetze dringend nötig, daß einer Ueberschätzung der Heiligenstadtschen Entdeckungsreise auf dem Geldmarkte rechtzeitig vorgebeugt wird. Zu einem Depositenbank-Gesetz wird es zwar ohne Frage kommen, denn es ist nun einmal ein unvermeidliches Korrelat des Scheckgesetzes. Aber es muß verhindert werden, daß es Zwecken dienstbar gemacht wird, die nichts mit der Sicherung der Depositen zu tun haben. Es kann und darf nicht Sache eines Privatbank-Gesetzes sein, dafür zu sorgen, daß jeder deutsche Bürger sein Wechsel-Kreditchen bei der Reichsbank habe, so sehr man es dem einzelnen auch gönnen mag. Und das Gesetz darf nicht zu einer Art Zwangsenteignung der Privatbanken zugunsten der Reichsbank werden. Die jetzige Geldklemme mag zum Teil auf Fehler zurückzuführen sein, die von den Banken gemacht worden sind, und wer solche Fehler einwandfrei nachweist, erwirbt sich ein großes Verdienst. Aber die Heiligenstadtschen Nachweise sind nichts weiter als Zahlenspielerei plattester Art. Wo man sie prüfend anfaßt, gehen sie aus dem Leim. Gegenüber der allgemeinen Steigerung der Verkehrsvorgänge soll das nationale Betriebskapital stabil geblieben sein. Nichts verkehrter als diese Behauptung. Freilich, die Goldbestände der Reichsbank haben sich nicht nennenswert vergrößert; aber gerade aus dem entgegengesetzten Grunde, als Heiligenstadt es will: weil die Bank mit ihrem Golde dem Verkehr bis zur Selbstentblößung unter die Arme gegriffen hat. Wenn sie mit Diskontieren zurückhaltend gewesen wäre, könnte sie heute einen höheren Goldbestand haben; und das wäre dann nach dem Genossenschafts-Präsidenten ein Zeichen von Ueberfluß an nationalem Betriebskapital. Solchen Ueberfluß hat beispielsweise Rußland, dessen Reichsbank über enorme Goldbestände verfügt. Aber davon ganz abgesehen: der jeweils vorhandene Goldbestand einer Bank hat mit der Größe des Handelsverkehrs ungefähr soviel zu tun wie die Zahl der Metermaße in einem Kaufhause mit der Länge der zu messenden Stoffe; nämlich gar nichts. Und wenn das deutsche Betriebskapital sich in den letzten zwanzig Jahren nicht vergrößert hat: woher kommt es denn dann, daß der Wechsel-Umlauf heute mehr als das Doppelte des durchschnittlichen Umlaufes der Jahre 1884 bis 1893 ausmacht? Damals wurden an Wechselstempel 7,3 Millionen vereinnahmt, heute $15^1/_2$ Millionen.

Jeden Sinns entbehrend und den Tatsachen geradezu ins Gesicht schlagend ist aber vor allem, was über die Anlage der Gelder bei den Privatbanken gesagt wird. Ehemals waren angeblich 50 Prozent der Depositen in „Betriebskrediten" angelegt, heute nur 37 Prozent. Das ist einfach unrichtig, wie sich aus der Gegenprobe ergibt. 1886 waren von 113 deutschen Banken bei 607 Millionen Mark Depositen 553 Millionen, also 88 Prozent, in Effekten und Konsortial-Beteiligungen angelegt; 1905 bei 2700 Millionen Mark Depositen 1444 Millionen, d. h. nur noch 53 Prozent. Daraus ergibt sich die interessante Tatsache, daß die Banken immer größere Teile ihrer Kapitalien für die Kreditgewährung auf kürzere oder längere Frist bereithalten, und daß ihr Gründungsgeschäft einen immer kleiner werdenden Teil ihres Kapitals absorbiert. (Den Beweis liefert auch die Emissionsstatistik. Im Durchschnitt der letzten vier Jahre ist weit weniger emittiert worden als während der vorigen Hochkonjunktur [1895 bis 1899] und wenig mehr als 1887 bis 1890.) Wenn Herr Heiligenstadt zu einem anderen Resultat kommt, so liegt das daran, daß er die Kontokorrent-Kredite der Banken einfach ignoriert. Aus gutem Grunde. Denn gerade diese Kontokorrent-Darlehen, in denen heute mehr als die Hälfte des gesamten eigenen und fremden Kapitals der Banken arbeitet, stellen das „Betriebskapital" der Nation vor, dessen Fehlen zu beweisen Herr Heiligenstadt sich vorgenommen hat. Wenn auch große Teile der von den Banken gegebenen Vorschüsse langfristige Industriekredite sind und eher Anlagekapital als Betriebskapital darstellen, so geht es doch nicht an, die gewaltigen Summen, die dem Handel und Verkehr in Gestalt von Buchkrediten gewährt werden, einfach von der Liste zu streichen. Aber auch das Diskontgeschäft wird von den Banken eifrig gepflegt; ziffernmäßig hat es sich in den letzten zwanzig Jahren verdreifacht. Freilich, die Depositen haben sich in derselben Zeit mehr als vervierfacht. Aber einen Teil derselben dürfen die Banken ja garnicht in Dreimonatswechseln und Lombardvorschüssen anlegen, wenn sie eine jederzeit flüssige Reserve halten und die Reichsbank in kritischen Zeiten schonen wollen. Sie leihen eben große Summen als tägliches Geld und im Reportgeschäft aus und legen sich große Konsolsbestände hin. Das ist vernünftig gehandelt. Wer allerdings ausschließlich auf Zahlen schwört und seine Wissenschaft aus der Statistik entnimmt, wird den Banken auch dies zum Vorwurf machen. Konsols gehören zur schwarzen Kategorie der „Effekten", und Wechsel gehören zu den liquiden Prima-Anlagen. Weshalb denn auch der Theoretiker in den Bankstatistiken Keller- und Finanzwechsel lieber sieht als preußische Konsols.

Es sind sicherlich in den letzten Jahren von manchen Banken Fehler begangen worden. Was in Amerika (Nord und Süd) gesündigt worden ist, wird wohl erst später einmal klar zutage treten. Aber es geht absolut nicht an, unseren Großbanken generell die Fähigkeit der Disposition abzusprechen und ihnen einen Teil der Geschäfte strafweise zu entziehen. Noch dazu zugunsten der Reichsbank, der von mancher Seite gar noch ärgere Fehler nachgesagt werden als den Privatbanken. Ehe eine solche Radikalkur à la Eisenbart am Platze erscheint, muß denn doch ein vollgültigerer Beweis für die Unwirtschaftlichkeit der privaten Banktätigkeit erbracht werden, als ihn der Leiter der Preußenkasse zu liefern versucht.

Alfred Lansburgh.

Wider die Afterkritik. (Eine Entgegnung auf den im ersten „Morgen"-Heft gegen mich gerichteten Angriff.)

In der Weltliteratur hat es nie ein wissenschaftliches, System aufbauendes, Werk gegeben, das nicht anfechtbar gewesen wäre. Systeme sind menschliche, auf Erfahrungstatsachen-Komplexe exemplifizierte Ideen, künstliche Einordnungen, die den tatsächlichen Erscheinungen nie adäquat sind. So hat auch Fließens System ungezählte wunde Punkte. Sie mit spöttischen Worten alle aufzudecken, wäre einem Forscher gegenüber, der, wie Fließ, mit unerschütterlichem, begeistertem Ernst seine Arbeit tut, unwürdig. Ich hege persönlich für Fließ eine Verehrung und habe ihm dies bei zwei Gelegenheiten mit warmen Worten geschrieben. Nicht aus Gehässigkeit gegen Fließ (wie Pfennig glaubt), sondern trotz meiner Verehrung für Fließ habe ich den Aufsatz geschrieben, den Pfennig angreift.

Dr. Pfennigs falsche Voraussetzungen meiner Motive haben ihn dazu verleitet, in jedem meiner Worte einen planmäßigen, persönlichen Kampf gegen Fließ zu wittern oder wenigstens so zu tun. **Von den Argumenten, die Pfennig gegen mich anführt, ist eines berechtigt; alle andern haltlos.** Jawohl, ich habe die auf einer andern Seite stehende Fußnote mit einer Quellenangabe übersehen, und diese Angabe überflüssig hinzufügt. Dr. Pfennig hat das Recht, diese vereinzelte, für den Gedankengang meines Aufsatzes **völlig belanglose** Flüchtigkeit aufzubauschen, sie als Symptom meiner dauernden Oberflächlichkeit zu deuten, aber er hat nicht das Recht, sie für bewußte Entstellung der Tatsachen zu erklären. Dr. Pfennig hat in seinem Angriff gegen mich, wie ich zeigen werde, mehrere schlimmere Flüchtigkeitsfehler begangen, ohne daß ich daraus Schlußfolgerungen auf seinen Charakter zu ziehen mir erlaubte.

Wer ein sachliches Interesse an diesem „Streitfall“ hat, der lese, was ich über Pfennigs Argumente und Gesinnungsart geschrieben habe, bevor Pfennig eine Zeile über mich geschrieben hat, ja bevor er vielleicht meinen Namen kannte. In dem, was ich auf den Seiten 94, 95, 96 meiner „Billigen Weisheiten“ sagte, liegt eine größere Gewähr für meine makellose Reinheit als in allen polemischen Feststellungen.

Ich gehe zu der Legitimation der einzelnen Zitate über, deren Berechtigung Pfennig anzweifelt. Daß die Künstler Zwitterdinge sind, Geschöpfe, die aus dem sexuellen Zwischenreich kommen, aus jenem Reich, das von weibischer Eitelkeit, Prunksucht usw. erfüllt ist, kann man bei Fließ auf Seite 469 Zeile 24 ff. nachlesen.

Daß ihr äußeres Kennzeichen die Linkshändigkeit ist, steht auf Seite 466 Zeile 23 ff. Daß Goethe, da Vinci, Heine, Schumann, Menzel von Fließ zu diesen Linkshändern gezählt werden, steht von Goethe auf Seite 468, von da Vinci vorletzte Zeile 467, von Menzel 467, Zeile 14, von Heine 467 Zeile 3 v. u., von Schumann 467 Zeile 6 v. u. Zu der Schlußfolgerung, daß nach der Regel de tri auf alle diese Männer konsequenterweise das von Fließ gegebene Charakteristikon linkshändiger Künstler angewendet werden müsse, war ich nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, wenn ich die Unhaltbarkeit des Fließschen Systems dartun sollte.

Daß daneben auch die dem Sinne nach strikt entgegengesetzte und von Pfennig zitierte Stelle über das Wesen der Künstler zu Recht besteht, stelle ich nicht in Abrede. Im Gegenteil. Diese inneren Gegensätze des Fließschen Werkes darzutun, war ja der Zweck meiner Schrift. Hier bin ich gleich beim zweiten wichtigsten Punkte des Pfennigschen Angriffes. Pfennig behauptet, ich hätte ein Zitat einfach fingiert, um es dann zu widerlegen. Das betreffende Zitat habe ich aber nie für Fließsche Worte ausgegeben. Auf Seite 471 der fünften Nummer des „März“ setzte ich den Fall, ein Gymnasiast hätte die Hauptthesen des Fließschen Werkes in kurzen Sätzen zu extrahieren, und bemerkte hierzu, daß mein Gymnasiast in Verlegenheit käme, weil er sich widersprechende Aussagen mit einem „und“ statt mit einem „aber“ (wie es die Schulregel erfordert) verbinden müßte. Dann fuhr ich fort „Man denke sich etwa folgenden Satz: die künstlerischen Talente der Weiber sind sekundäre männliche Sexualcharaktere; reines Künstlertum ist nur dem Manne gegeben, ein Nur-Weib kann keine Künstlerin sein; und beim Manne bedingt Künstlertum einen starken Gehalt von Weiblichkeit.“

Wohlgemerkt: nicht Fließ, sondern mein Gymnasiast hat diesen Satz geschrieben. Fließ hat ihm in seinem Werke nur die Unterlagen dazu geliefert, trotzdem er wohl den Satz mit dieser krassen Gegenüberstellung seiner eigenen zwei Behauptungen verleugnen würde.

Darin liegt der Schlüssel zum Verständnis des Pfennigschen Angriffs gegen mich. Pfennig sieht nicht, daß es die Aufgabe des Kritikers ist, innere Widersprüche eines Werkes in möglichst prägnanter Form aufzudecken, sich durch den begeisterten, achtungsvollen, ironischen, scherzhaften Ton dieser Aufdeckung in ein richtiges Verhältnis zu dem Werte des Werkes zu setzen, bei Behandlung haltloser Behauptungen nicht den Eindruck ernster Diskussion zu erwecken, kurz, nicht zu referieren, sondern zu kritisieren.

Noch klareres Licht fällt auf den Streitfall, in dem von Pfennig so heiß umstrittenen Punkt des „Sichselbstmißverstehens“. Pfennig macht sich, nachdem er mich, um mich als Dummkopf hinzustellen, darüber belehrt, daß dies Wort ursprünglich gegen Weininger und nicht gegen Fließ gemünzt war, was ich auf Seite 104 meines Buches ausdrücklich selbst sagte, über meine Bemerkung lustig, daß Fließ sich selbst mißverstehe, und findet, daß man an meinen Gründen „mit den Händen greifen könne, mit welchen Mitteln ich arbeite“.

Die tiefgründige Bemerkung, daß die wissenschaftliche Terminologie eine suggestive Verführungskraft enthalte, daß sie zu einem Sichselbstmißverstehen der Forscher führe, ist — leider — nicht meinem Durchschnittskopf entsprungen, ich habe sie nur an dem Fall Fließ exemplifiziert. Dieses sprachkritische Rüstzeug, in dem eine tiefe kritische Kultur ruht, verdanke ich einem, der unendlich größer ist, als ich Durchschnittskritiker. Pfennig hat weder das Vorwort, noch die vorangehenden 50 Seiten meines Büchleins gelesen, derselben „Weisheiten“, die er nach nur halber Lektüre so heftig angreift. Sonst hätte ihm vielleicht eine Ahnung davon gedämmert, wie kleinlich seine Verteidigungsrede für Fließ ist, neben der Erkenntnis, daß Fließ seiner eigenen Terminologie untertan ist und sich von ihr die Doppelbedeutung seiner 28 und 23 suggerieren läßt, um in ewigem Wortkreislauf herumgeführt zu werden. . .

Pfennig meint, ich wollte nicht verstehen. Doch, Herr Pfennig, ich verstand nur zu gut.

Nur noch vier Feststellungen.

Die von mir angeblich zum Zwecke gehässigen Angriffs weggelassene Stelle über Richard Wagner steht in meinem Buche deutlich und klar auf Seite 106 in den vorletzten 2 Zeilen in der wörtlichen Folge des Fließschen Originaltextes. Hier begeht Pfennig den argen Fehler, den er mir ohne Berechtigung vorwirft.

Pfennig stellt fest, daß ich Fließ' Behauptung nicht entstelle, wenn ich in den extrahierten Beispielen von Linkshändern mit künstlerischer Begabung auch Frauen anführe. Aber er führt diesen

Umstand nicht als Beweis dafür an, daß ich beide entgegengesetzten Anschauungen Fließ' kritisch gegenüberstelle, sondern behauptet, die eine Feststellung wäre Fälschung und beweise meinen bösen Glauben!

Die Anführungszeichen bei den Worten „schwärmt für Kunst und Wissenschaft" beziehen sich auf das scherzhaft von mir zitierte Couplet, nicht auf Fließ' Text.

Der Nachweis, daß in Heines Bildnis die rechte Hand durch Umdruck zur linken wurde, ist im Zusammenhange mit der angeführten technischen Wahrscheinlichkeit durch eine Stelle in Heines Brief erbracht. Da heißt es: „— indem ich mir die unsägliche Mühe gebe, an Sie zu schreiben, wobei ich mit der Nase auf dem Tisch liegen und das eine noch halb brauchbare Auge mit der linken Hand geöffnet halten muß . . . ." Wer beim Schreiben die linke Hand braucht, um die Augenlider offen zu halten, kann nur mit der rechten die Feder führen, also Rechtshänder sein.

„Den Knaben Weininger", wie ihn Pfennig nennt, nochmals gegen Pfennig zu verteidigen, halte ich für überflüssig. Weiningers Denkmal wird schließlich größeren Anfeindungen widerstehen können, als dem Angriff eines Richard Pfennig.

Die Verbalinjurien werden kein gerichtliches Nachspiel haben, Pfennig keine Reklame schaffen. Ich begnügte mich damit, sie durch sachliche Feststellungen zu widerlegen.

Robert Saudek.

Saudek hätte es sich ersparen können, hier ohne Quellenangabe die Notiz aus dem Berliner Tageblatt (22. 2. 06) mit der Heineschen Briefstelle abzuschreiben. Wer behauptet denn, was Saudek eben fälschlich unterstellt, Heine habe mit der linken Hand geschrieben? Das tun selbst ausgesprochene Linkshänder wie Menzel nicht, und auch Robert Schumann hat es nicht getan, obwohl er sich mit der linken Hand die rechte — man weiß, mit wie verhängnisvollem Ausgang — selbst operiert hat. „Die linke Hand war die geschicktere, mit ihr führte er das Operationsmesser, mit der rechten schrieb er" hat Isolde Kurz von ihrem künstlerisch begabten Bruder, dem Chirurgen Edgar Kurz, berichtet (Fließ, Ablauf des Lebens, S. 466).

Das eben ist die „kritische" Methode Saudeks, daß er Fließ Aeußerungen zuerst unterschiebt, die dieser nie getan hat, und die töricht und unwahr sind. Und dann bekämpft er sie mit leichter Mühe. Und wenn das Verfahren nicht zum Ziele führt, verstümmelt er Fließ. So hat er den wichtigen Hinweis auf Schumanns Operation fortgelassen. Einen Vorwurf, den er jetzt einfach mit Stillschweigen übergeht. So hat er jenen Gymnasiastensatz frei erfunden, aber für jeden unbefangenen Leser ihm den Anschein gegeben, als stamme er wirklich von Fließ. Ist das ehrlich?

Und der Mann wagt es, jetzt zu sagen, Goethe sei von Fließ auf S. 468 als Linkshänder bezeichnet worden, obwohl dort nur steht, Goethes linke Gesichtshälfte war merklich länger als die rechte. Ebenso unrichtig sind die Zitate über Heine und Schumann (Menzels und da Vincis Linkshändigkeit sind ja historisch!). Saudek will eben Verwirrung stiften, indem er „Linksbetonung", d. h. bessere Ausbildung in der linken Körperseite, gleich Schreiben mit der linken Hand setzt. Es kommt bei der Linksbetonung auf viel feinere und mannigfaltigere Zeichen an. Sonst hätten wir wohl nicht zu warten brauchen, bis uns Fließ mit diesem wichtigsten körperlichen Charakteristikum des Künstlers bekannt gemacht hat.

Daß Künstler Zwitterdinge seien, Geschöpfe, die aus dem sexuellen Zwischenreich kommen, soll man bei Fließ auf S. 469, Zeile 24ff, lesen können. Und was steht dort in Wahrheit?

„Die Betonung des Gegengeschlechtigen zeigt sich in den Eigenschaften der Künstler. Sie stammen vom genus irritabile wie die Frauen, sind wie diese eitel, der Schmeichelei zugänglich und vom augenblicklichen Erfolg geblendet. Sie sind putz- und glanzsüchtig — Richard Wagners seidene Schlafröcke, Parfums und feine Einrichtung im Pal. Vendramin —, dabei ihren männlichen Frauen in der Ehe unterlegen (Künstlerehe), mehr von den Frauen verführt, als verführend, gerade weil sie dabei psychisch sehr libidinös sind."

Der volle Sinn dieser Stelle wird erst aus dem großen Zusammenhang klar; aber wo ist auch nur ein Wort, ein Gedanke von Zwitterdingen und sexuellem Zwischenreich? Fließ spricht überhaupt nicht von den Geschlechtsorganen, der Sexualität. Er spricht vom Geschlecht im weitesten Sinne und hat daher auch das neue Wort Doppelgeschlechtigkeit (nicht . . lichkeit) eingeführt.

Und jene Stelle von Wagner, die Saudek, um sich ein Hintertürchen zu öffnen, in seinem kaum gelesenen Buch zitiert hatte, läßt er eben im „März", wo er zu einem großen Publikum spricht, geflissentlich fort. Warum? Weil er sie fälschlich auf Menzel beziehen wollte!

Nicht einen meiner Vorwürfe hat Saudek zu entkräften vermocht. Er arbeitet auch nicht nur mit Mißverständnissen arger Art, sondern mit falschen und unwahren Angaben. Deshalb sage ich: er hat Treu und Glauben verletzt. Es bleibt dabei. Dr. Pfennig.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Festl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Witzek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 35, Steglitzerstraße 11.